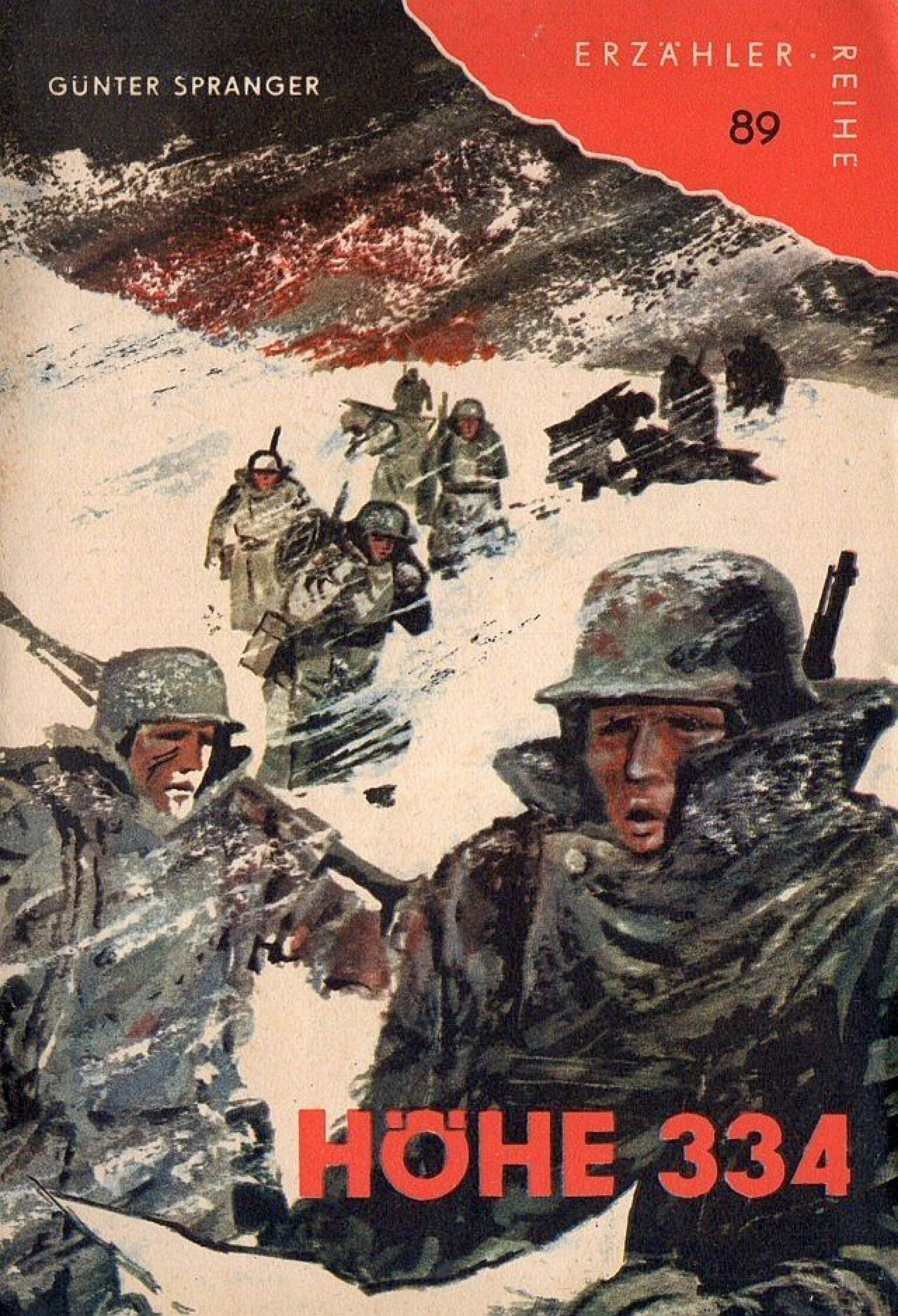

GÜNTER SPRANGER
ERZÄHLER · REIHE
89
HÖHE 334

ERZÄHLERREIHE HEFT 89

GÜNTER SPRANGER

Höhe 334



DEUTSCHER MILITÄRVERLAG

Heute, am 10. Juli 1944, starb Leutnant Ruprecht. Soeben wurde seine Leiche, in eine Zeltplane gehüllt, durch den Graben getragen. Ein großes Begräbnis wird es wohl kaum geben. Dazu sind die Zeiten zu ernst, ganz abgesehen davon, daß Leutnant Ruprecht bei seinen Vorgesetzten einen ziemlich schlechten Ruf genossen hat. Sie hielten ihn für einen Feigling, aber seine Feigheit war von anderer Art, als sie meinten. Jetzt, wo er tot ist, wird für uns noch einmal deutlich, was wir zu tun haben: Wir müssen uns entscheiden.

Er kam zu uns im März dieses Jahres. Wir standen noch zehn Kilometer östlich von dem Dorf Olejow, dessen rauchgeschwärzte Trümmer unser Stellungssystem jetzt in einem weiten Bogen umschließt – noch umschließt, denn in wenigen Tagen wird das alles schon anders sein. Es schneite, und die Dämmerung senkte sich herab, als im dichten Flockenwirbel seine lange, dürre Gestalt mit dem schlotternden Militärmantel an der Feldküche auftauchte, wo die Kompanie gerade Essen empfing. Die Kompanie – das waren zweiunddreißig Mann. Auf zweiunddreißig waren wir im Verlauf einer Woche zusammengeschmolzen, auf zweiunddreißig von einhundertachtzig, die mit der 357. Infanteriedivision vom Truppenübungsplatz Radom an die Front vor Tarnopol geworfen worden waren. In Tarnopol kämpfte ihre Schwesterdivision, die 359., ihren letzten verzweifelten Kampf, und die beiden „Kinderdivisionen“, bestehend aus Einberufenen der Jahrgänge 1926 und 1927, hatten riesige Verluste erlitten. Mehrere Male hatte unser Regiment versucht, den Brückenkopf, den die Russen diesseits des Sereth gebildet hatten, einzudrücken und Tarnopol zu entsetzen. Es war nicht gelungen, und jetzt zählte unsere Kompanie nur noch zweiunddreißig Mann.

Und diese zweiunddreißig übernahm Leutnant Ruprecht. Er kam zögernd auf uns zu und wehrte hastig und verlegen ab, als Feldwebel Täschner „Achtung!“ rief und melden wollte. Wie um Entschuldigung bittend, stellte er sich als neuer Kompanieführer vor und begann mit einer matten Phrase von guter Kameradschaft und gemeinsamem

Kampf. Doch mitten darin brach er ab, räusperte sich und sagte, wir sollten uns beim Essenfassen nicht stören lassen. Diesen Typ des Offiziers hatten wir bisher an der Front noch nicht kennengelernt. Das war einer, dem die Befehlsgewalt, die er hatte, keinen Spaß machte, der sich nicht in den Vordergrund drängte und der schwer an der Verantwortung trug, die man ihm aufgezwungen hatte. Man konnte sich vorstellen, daß er gern ein gutes Buch las, stundenlang ein Bild in einem Museum betrachtete und es liebte, Konzerte zu besuchen. Obwohl ein echter Preuße aus Brandenburg, hatte er nichts, aber auch gar nichts gemein mit den preußischen Kommißköppen, die uns zu „echten deutschen Männern und Soldaten" erziehen wollten. Er schien aus Versehen diese Uniform angezogen zu haben und war von sich aus bestimmt nicht auf den Gedanken gekommen, das Verwaltungsbüro, in dem er angestellt gewesen war, mit militärischen Abenteuern zu vertauschen. Wie er Offizier geworden war, blieb uns ein Rätsel. In vergangenen Jahren, zu Beginn des Krieges, hätten wir uns vielleicht verachtungsvoll von ihm abgewendet, er entsprach so gar nicht dem Idealtyp des Offiziers, dem der deutsche Soldat voll Begeisterung in die Schlacht folgen sollte. Aber wir schrieben das Jahr 1944, wir waren ausgebrannt, es gab keine Schlachten mehr zu gewinnen, sondern nur noch verzweifelte Versuche, den Krieg zu überleben.

Der Leutnant sah uns durch seine Gasmaskenbrille schweigend an, und wir sahen ihn an. Wir waren müde, und er war müde, aber es war eine Müdigkeit verschiedener Art. Die vergangenen Tage hatten uns physisch erschöpft — wir hatten in den letzten drei Tagen fast nicht geschlafen —, und wir klammerten uns an solche Latrinenparolen wie: „Der Führer hat Unterhändler nach Spanien geschickt, um mit den westlichen Alliierten Frieden zu schließen." Wir hofften auf dieses Friedenswunder, das auch die Sowjets zwingen würde, die Waffen niederzulegen. Wir malten uns aus, wie wir nach langen Jahren härtester Strapazen und fortwährender Todesangst aus unseren Löchern und Gräben steigen, zu den Eisenbahnstationen marschieren und glücklich nach Hause fahren würden. Doch Leutnant Ruprecht wußte es anders. Er sah den langen bitteren Weg vor sich, den wir noch gehen mußten, er ahnte das fürchterliche Ende deutlicher als wir, aber ihm fehlte die Kraft, entsprechend seiner Einsicht zu handeln. Er tat weiter, was man die Pflicht eines jeden Deutschen nannte, ohne Glauben. Das war die Schuld, in die er sich verstrickte. Wie viele seinesgleichen es gab, wurde mir später klar. Und wenn

ich mich über eins wundere, dann ist es das: Wie ist es möglich gewesen, daß sich die überwältigende Mehrheit eines Volkes von einer kleinen Minderheit so leicht hat terrorisieren lassen.

In dem nächtlichen Schneegestöber an der Feldküche wurde die Kompanie, wenige Minuten nachdem der Leutnant sie übernommen hatte, in einen Autobus verladen und über Feld- und Waldwege, verschneite Wiesen und Äcker an irgendeine Stelle der Front gefahren, wo gerade ein Feindeinbruch erfolgt war.

Eine merkwürdige Fahrt. Soeben sitzt man noch bequem auf einem gepolsterten Sitz, das Gehäuse des Busses scheint den Krieg abzuschirmen, man fühlt sich sicher und geborgen. Einen Augenblick später steigt man aus, und die Illusion verfliegt im Aufflammen der Leuchtkugeln, im Rattern der Maschinengewehre und im Explodieren der Granaten.

Der Krieg hatte uns wieder. Wir waren an der Einbruchsstelle. Das heißt, einen Einbruch konnte man das schon nicht mehr nennen. Denn hier hatte die deutsche Front überhaupt aufgehört zu existieren. Als wir den Bus verlassen hatten, standen wir in einem Dorf, das sich an einem Hang hinaufzog. Wir traten in die Häuser und saßen in Erwartung weiterer Befehle dort herum, bis der Morgen anbrach. Die Bauern, die die Stunde der Befreiung nahe fühlten, hatten sich mit ihren Familien zurückgezogen und beobachteten uns voller Argwohn und Sorge, was ihnen die nächsten Stunden bringen würden. Dann kam der Befehl zum Sammeln, und wir marschierten mit anderen ebenso schwachen Einheiten im Dämmerlicht die steile Dorfstraße zur Kirche hinauf. Doch hatten wir den Höhenrücken dahinter kaum erreicht, als er in einem Wirbel von Dreck und Rauch aufging. Granatwerfer, Pak und leichte Geschütze wühlten ihn um und um, aber es half uns nichts. Wir mußten durch diese tobende Hölle von berstenden Granaten und umherschwirrenden Splittern hindurch.

Auf einer Fläche, eben wie ein Tisch, mit einer verharschten Schneedecke überzogen, arbeiteten wir uns keuchend vor, bis uns das feindliche Feuer endgültig zu Boden zwang. Wir trugen keine Tarnanzüge — was hatten die beiden „Kinderdivisionen“ schon in ausreichender Menge? — und waren froh, daß uns wenigstens der Rand eines Feldwegs einen kümmerlichen Schutz bot. Verzweifelt wühlten wir uns mit unseren Feldspaten in den gefrorenen Boden. Nach einer Stunde war ich kaum eine Handbreit tiefer gedrungen. Neben mir gruben der Leutnant und Feldwebel Täschner. Wenn wir eine Pause einlegten und feindwärts blickten, konnten wir die Geschosse aus den



Granatwerfern wie fliegende Fische in den fahlen Winterhimmel aufsteigen sehen. Hatten sie ihren höchsten Punkt erreicht, so fielen sie mit zischendem Sausen auf unserer Seite wieder herunter. Wir preßten uns dann in unsere flachen Mulden und zählten die Sekunden, während wir voll Entsetzen darauf warteten, von ihnen beim Aufschlag zerrissen zu werden. Gegen Mittag wurden die Schwärme der Wurfgranaten immer dichter. Dazwischen erklangen die kurzen, trockenen Abschüsse von Flachbahngeschützen, auf die unmittelbar die Detonationen erfolgten. Ein Geschoß flog zwischen mir und dem Leutnant durch die aufgeschüttete Deckung hindurch und blieb, ohne zu explodieren, in der Rückwand unseres Loches stecken. Leutnant Ruprecht blickte vorsichtig nach vorn. Auf einmal sprang er auf und schrie: „Panzer! Sie greifen an! Alles zurück!" Möglich, daß viele

bei unserer Flucht ums Leben gekommen sind. Ich höre heute noch das Blut in meinen Ohren rauschen und mein Herz wie einen Schmiedehammer klopfen wie damals, als ich über die weite freie Fläche mit letzten Kräften zurücktaumelte. Vor mir, hinter mir, neben mir stiegen Säulen aus Dreck und Rauch auf, Granatsplitter umheulten mich, und Garben aus Maschinenpistolen und Maschinengewehren pfiffen an mir vorbei. Man hatte uns immer gesagt, es sei das Verkehrteste, vor einem anrollenden Panzer aufzuspringen und davonzulaufen, aber das setzt voraus, daß man in einem ordentlichen Panzerdeckungsloch steckt. Wir aber hatten keine. Wir wären von den herankriechenden T 34 zermahlen oder von der nachstoßenden Infanterie mit Gewehr, Bajonett und Handgranate rasch erledigt worden. Der Befehl des Leutnants hatte wenigstens einigen, im ganzen vierzehn Mann, das Leben gerettet. An die andere Rettung — Gefangenschaft — wagten wir damals noch nicht zu denken.

Wir fanden uns bei den Häusern des Dorfes wieder, von denen wir aufgebrochen waren. Wir — das waren der Leutnant, ich und zwölf Mann. Später stieß noch der Feldwebel zu uns, aber er hatte einen Armschuß und war heilfroh, daß er an dem Gemetzel vorläufig nicht weiter teilzunehmen brauchte. Ein Kradmelder nahm ihn mit zum Verbandplatz. Wir zogen mit dem Rest der zerschlagenen Front die Straße nach Zborow entlang, bis uns die Feldgendarmerie an einem vereinzelten Gehöft anhielt. Es war wieder Abend geworden. Während der Leutnant ins Haus ging, warteten wir auf dem Hof und schliefen, an die Wand gelehnt, im Stehen ein. Dann kam der Leutnant zurück. Er hatte neue Befehle, und an dem Ton, in dem er sie uns übermittelte, erkannten wir, daß man ihm viele böse Worte gesagt hatte. Wenn ihm nichts Schlimmeres passiert war, so lag das nur daran, daß wir nicht als einzige geflüchtet waren. Die ganze mühsam aufgebaute Front war abermals zerbrochen, und wir mußten wieder vor, um die Straße gegen den nachrückenden Feind zu sichern. Erschöpft und gleichgültig trotteten wir hinter dem Leutnant her. Anderthalb Kilometer von dem Gehöft entfernt stellte er einen Doppelposten aus. Wir anderen schlugen mit unseren Spaten Löcher in die vereisten Schneewälle zu beiden Seiten der Straße und versuchten, in unsere Zeltplanen gehüllt, zu schlafen.

Gegen Mitternacht weckte mich ein Kamerad. Es herrschte heftiges Schneetreiben. Der Leutnant rief uns zusammen und teilte uns mit, daß wir an einem bestimmten Punkt mit zwei Tigerpanzern zusammentreffen sollten, die uns zum Angriff nach vorn bringen würden.

Wir sahen uns voll dumpfer Hoffnungslosigkeit an. Angriff? Es war heller Wahnsinn. In den Stäben schoben sie noch immer Divisionen und Regimenter hin und her. Und was war von diesen Divisionen und Regimentern geblieben? Eine Handvoll Spreu.

„Ein deutscher Soldat, der vor dem Feind flüchtet, verliert seine Ehre", fügte der Leutnant nach einer Weile hinzu. „Ich soll euch sagen, daß wir die Gelegenheit haben, die Schande wieder von uns abzuwaschen."

Er sprach ohne Überzeugung. Wie hätte er uns auch überzeugen können? Wenn wir nicht zu müde zum Lachen gewesen wären, wir hätten ein Gelächter angestimmt, daß man es in den Stäben hätte hören müssen, wo man so um unsere Ehre besorgt war. Ehre? Wir waren fertig, wir lebten in Schlamm, Dreck und Gestank, wir froren und hungerten, der Tod lauerte auf uns, wir wußten nicht, wie lange diese Qual und dieses Elend noch dauern sollten, wir wußten nicht mehr, wofür wir sie ertrugen, und da wagte man es, an unser Ehrgefühl zu appellieren? Wir blieben stumm, und dieses Schweigen war beredter als alle Worte.

Endlich raffte sich einer von uns auf. „Wie sollen wir bei diesem Wetter die beiden Panzer finden, Herr Leutnant?" fragte er.

„Ich werde einem von euch ein Stück Papier auf den Rücken heften", sagte der Leutnant müde. „Der muß vorausgehen, und ich werde ihn alle zehn Schritt mit dem Marschkompaß anvisieren."

„Wir werden auf diese Weise Stunden brauchen, bis wir dort sind, Herr Leutnant", sagte ein anderer.

„Bis um sechs werden wir es schon schaffen", sagte der Leutnant mit gespielter Zuversicht. „Es ist uns so befohlen."

Ja, es war uns so befohlen, und damit war alles klar. Ein Befehl! Was konnte man dagegen schon tun?

Unserer Abteilung schlossen sich zwei Mann von einer Fernsprechkompanie an, die eine Leitung legen sollten. Wir verließen die Straße und bewegten uns in dem immer heftiger werdenden Schneesturm über die dicht verschneiten Felder. Es waren unmenschliche Anstrengungen, die uns die letzten Kräfte raubten. Wir brachen durch die verharschte Schneedecke bis an die Knie ein. Der Schweiß lief uns in Strömen über den Rücken, und wenn wir haltmachten, fühlten wir die Nässe, die das Hemd eingesogen hatte, eiskalt auf unserer Haut. Vielleicht hatten wir in einer Stunde einen Kilometer zurückgelegt, vielleicht auch nur einen halben, ich weiß es nicht. Die Stimme des Leutnants dirigierte den Mann mit dem Blatt Papier auf dem

Rücken. Neben mir keuchten die beiden von der Fernsprechkompanie. Sie waren mit ihrem schweren Gerät noch übler dran als wir. Ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten, mir war alles egal. Dann stolperte ich das erstemal. Jemand zog mich aus dem Schnee. Ein anderer fiel neben mir hin, richtete sich auf den Knien auf und sackte wieder zusammen. Der Sturm heulte um uns, und der Mann mit dem Blatt Papier auf dem Rücken bewegte sich nach der Weisung des Leutnants nur noch fünf Schritt vor uns. Wir sollten unsere Ehre wiederherstellen! Unsere Ehre! Eine schlimmere Verhöhnung war einfach nicht denkbar. Was hier mit uns geschah, war wie ein Alptraum, war gespensterhaft, und die Gespenster waren wir. Der Gedanke, mit uns in diesem Zustand einen Angriff zu führen, war der Gedanke eines Wahnsinnigen. Der eine Mann von der Fernsprechkompanie bat den Leutnant um eine Pause. Der Leutnant schlug ab, und er hatte recht. Wenn wir eine Rast einlegten, würde keiner von uns weitergehen, das stand fest. Aber ebenso stand fest, daß wir nicht mehr weiterkonnten. Man kann Menschen nicht zwingen, die die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit erreicht haben. Liegenbleiben, schlafen, nicht wieder aufwachen, dachte ich. Ob dich die Russen umbringen, ob du erfrierst, ob sie dich vor ein Kriegsgericht stellen — was berührt dich das noch? Aufhören soll dieser Irrsinn, aufhören, wie — das spielt keine Rolle. Ich fühlte, wie mich der Schlaf immer mehr überwältigte. Ich fühlte, wie die Umwelt für mich aufhörte zu existieren, wie sich ein ungeheurer leerer Raum um mich auszubreiten begann, und ich dachte: Ich bin allein, ganz allein. Nur Nacht und Schnee sind um mich. Es gibt nichts weiter als Nacht und Schnee. Es gibt überhaupt nichts weiter auf der Welt als mich, die Nacht und den Schnee. Jetzt schlafe ich ein, und wenn ich wieder aufwache, ist alles vorbei, der Krieg, die Nacht und der Schnee. Und ich hielt diese Gedanken für gar nicht so verrückt. Sie fraßen meinen Willen immer mehr auf, sie machten mich noch müder, und den anderen schien es ähnlich zu gehen, denn als ich einmal mühsam die Lider hob, sah ich im Schneetreiben einige dunkle Bündel auf der weißen Fläche liegen.

Die Stimme des Leutnants drang nur noch mit Mühe in die sich immer mehr ausbreitende Leere in meinem Gehirn. Er sprach mit den beiden Soldaten von der Fernsprechkompanie, aber ich fing nur noch einzelne Worte wie die letzten Signale eines untergehenden Schiffes auf: „... Verbindung aufnehmen ..., das Bataillon ... Beeilen Sie sich ..."

Auf einmal konnte ich wieder klar denken. In meinem Unterbewußtsein war eine Stelle berührt worden, die mein Gehirn wieder funktionieren ließ. Ich hörte, wie der Leutnant telefonierte: „Herr Major, ich melde Ihnen, daß wir von dem vereinbarten Treffpunkt noch drei Kilometer entfernt sind. Meine Leute kommen im Schnee nicht mehr vorwärts. Sie sind völlig erschöpft."

Meine Sinne waren so geschärft, daß ich die antwortende Stimme aus dem Telefonhörer vernahm, aber ich verstand nicht, was sie sagte. Und wieder sprach der Leutnant verzweifelt und verstört: „Aber es geht nicht mehr! Sie sind restlos fertig!" Ich öffnete die Augen und sah den Leutnant dicht neben mir hocken. Gut, dachte ich zufrieden, er sagt es diesen Heimatkriegern im Bataillon ordentlich, daß wir nicht mehr können. Jetzt ist Schluß. Der Sturm heulte über uns hinweg. Ab und zu drang die Stimme aus dem Kopfhörer durch ihn hindurch, aber sie blieb unverständlich. Endlich sagte der Leutnant mit hoffnungsloser Stimme: „Ich werde es versuchen. Zu Befehl! Jawohl, Herr Major! Um sechs Uhr am vereinbarten Treffpunkt! Zu Befehl!" Die letzten Worte schrie er fast.

Ich war wieder hellwach. Großer Gott! Sollte dieser Wahnsinn niemals enden? Der Leutnant hatte sich erhoben. Seine hagere Gestalt reckte sich im Flockenwirbel wie ein abgestorbener Baumstamm. „Auf!" schrie er. „Wir müssen weiter!" Aber im selben Augenblick kam ihm wohl zu Bewußtsein, daß er diesen Befehl an Menschen richtete, die schon keine Menschen mehr waren. Wir waren Gespenster, Fasttote, und ob wir drei Kilometer marschieren sollten oder dreitausend, blieb sich gleich. Er würde uns keine drei Schritt weit bringen. Das mußte ihm wohl klargeworden sein, und klar war ihm auch, daß er selbst nicht mehr imstande war weiterzugehen. Aber wenn er schon nicht mehr vorwärts konnte, zurück konnte er erst recht nicht. Er hob die Arme und wollte seinen Befehl wiederholen, aber dann ließ er sie mit einer resignierenden Geste wieder sinken und setzte sich in den Schnee. Als ich begriffen hatte, daß er es aufgab, mit uns noch etwas anzufangen, schloß ich die Augen und überließ mich dem Schlaf . . .

In irgendeiner Hütte erwachte ich wieder. Man hatte uns am Morgen gefunden und hierhergebracht. Einige kamen mit schweren Erfrierungen ins Lazarett. Der Rest, zu dem der Leutnant und ich gehörten, sollte wieder nach vorn. Aber eine Granate bewahrte uns davor. Gerade als wir losziehen wollten, erwischte sie uns. Einer war sofort tot. Ich selbst erhielt einen Splitter in die Schulter und einen

ins Bein. Der Leutnant wurde am Arm und am Kopf verwundet. Das rettete ihn vor dem Kriegsgericht ebenso wie der Umstand, daß der geplante Angriff mit den Tigerpanzern abgeblasen worden war, noch bevor er dem Major mitgeteilt hatte, daß wir nicht weiterkönnten. Im Bataillonsstab hatten sie darüber bloß noch nicht Bescheid gewußt.

Drei Monate lang hatte ich Leutnant Ruprecht nicht mehr gesehen. So lange war ich im Lazarett gewesen. Dann kehrte ich zu meiner Kompanie zurück, die auf der Höhe 334 lag. Leutnant Ruprecht war schon einige Tage früher eingetroffen. Die alte Kompanie war es freilich nicht mehr. Außer dem Leutnant, Feldwebel Täschner, den man schon vor vier Wochen aus dem Lazarett entlassen hatte, und mir gehörten ihr noch ganze drei Mann von der im März eingesetzten Truppe an. Die übrigen, meistens Jahrgang 1927, waren kürzlich aus der Heimat gekommen. Wir waren alles in allem dreiundvierzig Mann, und diese dreiundvierzig Mann sollten einen Frontabschnitt halten, der keilartig in die russischen Linien vorsprang. Als ich mich im Kompaniegefechtsstand meldete, freute sich Leutnant Ruprecht über unser Wiedersehen, aber es schien ihm etwas schwer auf der Seele zu liegen, denn als ich mich von ihm verabschiedete, um in den Graben zu gehen, sagte er niedergedrückt: „Es ist uns offenbar bestimmt, daß wir gemeinsam ins Gras beißen."

Sie setzen ihm hart zu, dachte ich. Wer weiß, was sie ihm für sein Versagen im März ans Bein gebunden haben, und es war mir nicht sehr wohl bei dem Gedanken, was das für uns zu bedeuten haben könnte. Ich übernahm die dritte Gruppe, und schon am nächsten Tag wußte ich, was er mit seinen Worten gemeint hatte. Eine russische Offensive stand bevor. Deshalb räumte man die erste deutsche Linie – bis auf die Höhe 334. Diese Höhe sollte der Leutnant mit seiner Kompanie bis zum letzten Mann verteidigen. Wir waren abgeschrieben. Dreiundvierzig Mann hatten ihr Todesurteil bekommen. Aber der Leutnant brauchte an unserer Hinrichtung nicht teilzunehmen. In einem Grabenabschnitt, der vom Feind eingesehen werden konnte, traf ihn die Kugel eines russischen Scharfschützen. Wir fanden ihn mit einem winzigen Loch in der Stirn, aus dem nur wenig Blut geflossen war. Jeder von uns hatte so seine eigenen Gedanken. Was hatte der Leutnant um diese Zeit hier zu suchen? Er wußte doch um die Gefahr. Hatte er sich mit Absicht hier aufgehalten? Oder war es wirklich nur ein unglücklicher Zufall? Es konnte so oder so gewesen sein. Jedenfalls war für ihn alles zu Ende. Wir anderen aber

mußten weiterleben, und wir lebten weiter mit unserer entsetzlichen Angst vor dem Kommenden. Das Kommende — das waren das Trommelfeuer und der Kampf Mann gegen Mann. Das Kommende — das war der Tod, unabwendbar und geplant von dem General, der diesen Frontabschnitt befehligte, und von seinem Stab. Der Leutnant weilte nicht mehr unter uns, er hatte uns keinen Weg gezeigt, wie wir weiterleben konnten, und wir hätten doch so gern weitergelebt.

An diesem Abend verfluchten wir Leutnant Ruprecht und beneideten ihn gleichzeitig. Er hatte alles hinter sich. Wir hatten die schwersten Stunden noch vor uns.

Der Bunker war leidlich geräumig. Nach dem Erstarren der Front im April hatten ihn Pioniere am Nordrand der Höhe 334 in den lehmigen Boden gegraben und mit drei Lagen Baumstämmen abgedeckt. Die Stämme maßen im Durchmesser nicht unter zwanzig Zentimeter, so daß er auch Schutz gegen schwere Wurfgranaten bot. Den Boden bedeckte eine Schicht fauliges Stroh, das aus dem sogenannten blauen Haus hinter der Höhe stammte. Der Ofen, der einmal ein Benzinkanister gewesen war, wurde jetzt im Juli nicht mehr benutzt. Die Ausrüstungsgegenstände hingen an der mit Brettern verschalten Wand gegenüber dem Eingang, den eine solide Bohlentür verschloß. Neben ihr ließ ein schmales Fenster durch eine verschmierte Glasscheibe ein wenig Licht herein. Die Pioniere hatten es in Kopfhöhe angebracht, aber hinaussehen konnte man nicht, denn es führte nur auf den Boden einer nicht sehr tiefen Grube. Der Bunker war so hoch, daß man bequem in ihm stehen konnte. Die Stufen hinter dem Eingang mündeten in den Graben, der in einem scharfen Knick nach rechts abbog.

Am Morgen nach Leutnant Ruprechts Tod war ich auf dem Stroh unter dem Fenster in einen unruhigen Schlaf gesunken. Der tote Leutnant irrte durch meine Träume und kündigte mir mein eigenes Ende an. Auch Feldwebel Täschner spielte in diesen Träumen eine Rolle. Man hatte uns so gründlich abgeschrieben, daß uns nicht einmal ein anderer Offizier geschickt worden war. Am meisten deprimierte uns jedoch der Umstand, daß Feldwebel Täschner damit automatisch die Führung der Kompanie übernommen hatte. Wie wir ihn einschätzten, spiegelte sich in den wirren Phantasien meiner Träume wider. Täschner stand mit einer Schnapsflasche in der Hand auf

einem kahlen Hügel und trank sie in gierigen Zügen leer. Plötzlich schlugen Granaten um ihn herum ein. Da warf er die Flasche fort und begann sich mit verblüffender Geschwindigkeit in den Boden einzuwühlen wie ein Maulwurf. Ich sah ihm zu und wußte, daß er etwas Falsches tat, aber warum es falsch war, wußte ich nicht. Mich bewegte dabei nicht das Problem seiner Feigheit oder Tapferkeit, denn wie kann man tapfer oder feige gegenüber explodierenden Granaten sein? Ich sann und sann und kam nicht dahinter, weil mich das Krachen der krepierenden Geschosse störte. Es störte mich so sehr, daß ich munter wurde, und da merkte ich, daß ich gar nicht geträumt hatte. Die Explosionen waren Wirklichkeit. Vor dem Eingang unseres Bunkers riß die Kette rasch aufeinanderfolgender Detonationen nicht mehr ab.

Zu diesem Zeitpunkt waren wir im Bunker zu fünft. Zwei standen draußen bei unserem MG auf Posten, aber die waren jetzt vielleicht schon tot. Ich glaubte fest, die angekündigte Offensive hätte begonnen, und fürchtete, jeden Augenblick könnte ein Volltreffer in unsere Erdhöhle schlagen. Die vier Jungen drängten sich voll Todesangst in meiner Ecke zusammen, die ihnen noch am sichersten schien. Draußen tobte der Orkan der Vernichtung mit solcher Heftigkeit, daß eine nahe Explosion die Bunkertür aus ihren Angeln riß und zersplittert zu uns hereinwarf. Bei allem, was geschah, kam mir etwas sonderbar vor, und allmählich wurde mir auch klar, was es war: Es fehlten das charakteristische Zischen der fallenden Wurfgranaten und das Heulen der aus Geschützen abgefeuerten Geschosse. Man hätte es doch einmal hören müssen, wenn der Höllenlärm nachließ. Da wurde mir gewiß, daß es Handgranaten waren, die gegen unseren Bunker flogen. Das Herz wollte mir stillstehen. Wenn die Russen schon auf der Höhe Fuß gefaßt hatten, gab es keine Rettung mehr für uns. Eine einzige Handgranate in unseren Bunker, und um uns wäre es geschehen. Neben mir schrie einer der Jungen gellend auf. Ein Splitter hatte ihn am Fuß verletzt. Ich zog ihn näher zu mir heran und schnitt ihm mit meinem Taschenmesser den Stiefel auf. Dann herrschte ich die anderen an: „Los! Ein Verbandpäckchen her!“ Es war blanker Unsinn, unter den gegenwärtigen Umständen den Sanitäter zu spielen, aber es gab sonst nichts weiter zu tun, als auf das Ende zu warten, und irgendwie lenkte mich die Hilfe, die ich dem Jungen leistete, von der bevorstehenden Katastrophe ab.

Das Krachen der Explosionen ging weiter, und weiterhin fegten die Splitter durch unseren Bunker. Plötzlich wurde es totenstill, aber

die Stille ließ mich nicht aufatmen, im Gegenteil, sie erfüllte mich mit der entsetzlichen Gewißheit, daß jetzt alles vorbei war. Gleich würde ein Rotarmist die Mündung seiner Maschinenpistole zur Tür hereinstecken und abdrücken. Aber ganz ohne Gegenwehr wollte ich uns nicht überwältigen lassen. Den verwundeten Soldaten hinter mich schiebend, zog ich die Pistole aus der Ledertasche an meinem Koppel und entsicherte sie. Im selben Augenblick fiel ein Schatten vor die Öffnung unseres Bunkers, und eine Stimme rief – ich weiß nicht, ob ich mehr verblüfft als erleichtert war –: „He! Ihr da drin! Ist euch was passiert?" Vorsichtig schob ich mich seitlich an den Eingang heran und lugte hinaus. Auf der obersten Stufe am Laufgraben stand ein Soldat und beugte sich zu mir herunter.

„Alles in Ordnung?" fragte er mich nochmals, als er mich sah.

„Einer ist verwundet", sagte ich. „Was ist denn eigentlich los gewesen?"

Hinter ihm tauchten unsere beiden MG-Posten auf. Ich begriff gar nichts mehr.

„Am besten, du kommst aus deinem Loch da unten einmal heraus", sagte der Soldat.

Mit zitternden Knien kletterte ich die drei Stufen hinauf. Die beiden Posten wagten nicht, mich anzuschauen.

„Schert euch gefälligst in eure Stellung", knurrte ich böse.

Sie machten, daß sie davonkamen.

Der Soldat wies nach der anderen Seite des Grabens. „Dort liegt er."

„Wer?"

„Na, euer Feldwebel."

Ich musterte ihn scharf, aber er zuckte nicht mit der Wimper. Mein Blick blieb an einem Gegenstand zu meinen Füßen hängen. Er sah aus wie die Feder einer Taschenuhr.

„Das ist . . ., das ist doch aus einer Gewehrgranate von uns", sagte ich heiser.

Er nickte. Ich hob die Spiralfeder auf und starrte sie an. Wenn man den Boden einer Gewehrgranate abschraubte und mit dem Draht abriß, der sie mit der Sprengladung verband, konnte man sie als Handgranate benutzen.

Eine unheimliche Ahnung stieg in mir auf. „Der Feldwebel . . .?" fragte ich zögernd.

„Der Feldwebel", bestätigte er.



Ich ging nach links in den Graben hinein. Hinter einer Biegung lag bewegungslos Feldwebel Täschner.

„Tot?“ fragte ich über die Schulter zurück.

„Bewußtlos“, sagte der Soldat. „Als er euch mit dem Zeug bewarf, habe ich ihm von hinten ein wenig den Hals zugedrückt.“

Ich drehte mich um. „Aber warum in aller Welt...?“

Der Soldat zuckte die Achseln. Er hatte den Stahlhelm abgenommen und schwenkte ihn am Riemen hin und her.

Ich wandte mich wieder dem Daliegenden zu und beugte mich über ihn. Ein schwacher Alkoholgeruch schlug mir entgegen.

„Besoffen?“ fragte der Soldat.

„Nicht mehr als sonst“, sagte ich kopfschüttelnd. Dann streifte mein Blick die beiden Posten an unserem MG. Ich fühlte, wie mich die Wut packte. „Haben die Hornochsen denn nicht gemerkt, daß er uns massakrieren wollte?“

„Er hat sie aus der Stellung davongejagt“, sagte der Soldat.

„Sie hätten ihn umlegen sollen!“ rief ich erregt.

„Was verlangst du von ihnen?“ fragte der Soldat. „Sie sind ja noch Kinder, erst siebzehn Jahre.“

Ich betrachtete ihn genauer. Er war schon älter. In sein dichtes dunkles Haar mischten sich weiße Fäden. Sein mageres Gesicht mit der leicht gekrümmten Nase und einer Narbe unter dem Auge, die auf eine Kriegsverletzung hindeutete, blieb unbeweglich. Um seinen Hals trug er an einem Riemen einen ledernen Köcher. Bewaffnet war er mit einem Schnellfeuergewehr.

„Wer bist du eigentlich?“ fragte ich mißtrauisch. „Du gehörst doch nicht zu unserer Kompanie.“

„Gefreiter Penzke“, stellte er sich vor. „Ich hoffe, du legst keinen Wert darauf, daß ich dich mit Herr Unteroffizier anrede. Mein Haufen ist die Scharfschützenkompanie unserer Division. Bin zu euch kommandiert.“

„Du bist erst heute früh gekommen?“

Er nickte. „Von dort“, sagte er und zeigte nach hinten.

„Du meinst vom blauen Haus?“

„Ja.“

„Mensch, weißt du, daß du Anwärter fürs Massengrab bist, wenn du hier bis zur Offensive bleibst? Wir sollen die Höhe bis zum letzten Mann halten.“

„Ich habe für drei Tage Verpflegung bei mir“, sagte der Gefreite Penzke. „Dann haue ich ab.“

„Wenn es bis dahin nicht zu spät ist“, erwiderte ich.

Er schloß die Augen zu einem schmalen Spalt. „Dazu ist es nie zu spät“, entgegnete er unbestimmt.

Mein Blick fiel wieder auf den Feldwebel. „Warum hat sich dieses Schwein das nur geleistet?“ fragte ich haßerfüllt.

„Ihr solltet ihn in seinen Bunker bringen“, meinte Penzke gleichgültig. „Hier kann er doch nicht liegenbleiben.“

„Von mir aus soll er verrecken“, sagte ich schroff, aber dann folgte ich doch seinem Rat. Zwei Soldaten meiner Gruppe schafften ihn

zum Kompaniegefechtsstand, der in einem niedrigen Gebüsch ungefähr fünfzig Meter hinter unserem Bunker angelegt war. Dort rief ich „Regenpfeifer“ an — das war der Deckname für unser Bataillon — und meldete dem Adjutanten, was geschehen war. Er fluchte und befahl mir, einen Tatbericht zu schreiben und den Feldwebel am Abend entwaffnet und unter Bewachung zum Bataillonsgefechtsstand zu schicken. Auch der Verwundete solle dann zurückgebracht werden. (Am Tage konnten wir die moorige Senke hinter der Höhe nicht passieren, ohne Artilleriefeuer zu erhalten.) Schließlich erkundigte sich der Adjutant, wer nach Feldwebel Täschner von unserer Kompanie als deren Führer in Frage käme. Als er erfuhr, daß es sonst nur noch Unteroffiziere gab, fluchte er abermals heftig und trug mir auf, einstweilen die Kompanie zu übernehmen. Am Abend werde ein anderer Kompanieführer eingesetzt werden. Damit war das Gespräch mit „Regenpfeifer“ beendet.

Wir schafften den Verwundeten aus meiner Gruppe ebenfalls zum Kompaniegefechtsstand, und Penzke bat mich, seinen frei werdenden Platz in meinem Bunker einnehmen zu dürfen. Er hatte sich einen unbesetzten Gewehrstand in meinem Grabenabschnitt ausgesucht, wo er Erfolg als Scharfschütze zu haben hoffte. Ich sah ihm zu, wie er das Zielfernrohr aus dem Köcher nahm und in die Halterung auf dem Gewehrlauf schob. Eine große Begeisterung für seinen Auftrag schien er jedoch nicht an den Tag zu legen, denn als ich in meiner neuen Würde als Kompanieführer später die Stellungen abging, traf ich ihn einmal hier, einmal dort bei den Posten an. Er entschuldigte sich damit, daß er nach einer noch günstigeren Position Ausschau halte, aber ich gab ihm zu verstehen, daß es mir gleichgültig sei, was er treibe. An unserer beschissenen Lage werde seine Anwesenheit doch nichts ändern, worin er mir beipflichtete. Um die Mittagszeit begegnete ich ihm wieder, und er begleitete mich in den Kompaniegefechtsstand, um nach Feldwebel Täschner zu sehen.

Täschner war noch immer bewußtlos. Der Junge, der ihm seine Verwundung verdankte, lag neben ihm auf dem Stroh. Er wußte ebenso wie die ganze Kompanie Bescheid, was der Feldwebel getan hatte, aber er war ihm nicht böse, eher sogar dankbar, konnte er doch auf diese Weise der scheußlichen Höhe 334 den Rücken kehren, auf der es zwar in den letzten Tagen verhältnismäßig ruhig gewesen war, aber nicht mehr lange bleiben würde.

Der Nachmittag verstrich, und Täschner erwachte noch immer nicht aus seiner Bewußtlosigkeit. Wir waren uns einig, daß der Feldwebel

simulierte. Er hatte vor meinem Bunker den wilden Mann gespielt, sicher in der Absicht, für verrückt erklärt zu werden und nicht mehr an der Front kämpfen zu müssen. Diese Absicht wollte ich ihm gründlich versalzen und faßte dementsprechend meinen Bericht ab. Dann ging ich wieder durch die Gräben und suchte Penzke auf, der in dem Gewehrstand, den er sich zuerst gewählt hatte, gemütlich eine Zigarette rauchte. Über uns wölbte sich ein wolkenloser blauer Himmel, die Sonne schien warm, und nur die Gräben, die das wellige, grasbewachsene Gelände durchzogen, und die Granattrichter dazwischen wiesen darauf hin, daß Krieg war. Eine Feldmaus flitzte über die Deckung des Gewehrstandes, und über uns kreiste ein Bussard. Es schien einfach undenkbar, daß die brüllende Hölle einer Offensive dieses friedliche Bild verändern würde.

Anfangs schwiegen wir, doch dann erzählte ich einiges über mich, und Penzke gab mir wortkarg über seine häuslichen Verhältnisse Auskunft. Er war verheiratet, hatte eine zwölfjährige Tochter und einen siebzehnjährigen Sohn. Ich fragte ihn, ob der schon eingezogen sei. Penzkes Gesicht verschloß sich, und er nickte nur. Offensichtlich um von diesem Thema abzulenken, sprach er von dem Rüstungsbetrieb, in dem er als Dreher gearbeitet hatte. Im Sommer 1942 war seine uk.-Stellung aufgehoben worden. Nach kurzer Ausbildung nahm er die nächsten zwei Jahre an den Rückzugskämpfen der Heeresgruppe Süd teil, bis hierher, bis zur Höhe 334. Über seine Erlebnisse im Krieg schien er nicht sprechen zu wollen, und ich fragte ihn auch nicht danach. Schließlich lieferte der Feldwebel neuen Gesprächsstoff. Penzke interessierte sich dafür, was Täschner für ein Mensch war. Ich hob die Schultern. Täschner war nie mein Fall gewesen. Er hatte etwas von einem Friseur an sich mit seiner schwarzen, öligen Haartolle, und tatsächlich stand in seinem Soldbuch als Beruf Friseur. Ob ihm diese Tätigkeit zuwenig einbrachte, ob ihn der Anblick der feldgrauen Uniform begeisterte, ob ihn das sorgenfreie Dasein beim Militär im Frieden reizte – ich weiß es nicht. Er wurde jedenfalls Berufssoldat und verbrachte seine Tage geruhsam in der Bekleidungskammer einer Kaserne. Aber zu Beginn des Jahres 1944 passierte ihm das Mißgeschick, an ein Mädchen zu geraten, das seine Schmalztolle der Glatze seines damaligen Hauptfeldwebels vorzog. Mit anderen Worten, Täschner, der sich selbst für einen unwiderstehlichen Casanova hielt, pirschte im Revier seines Spießes, was sich der natürlich nicht gefallen ließ. Der Feldwebel bereute seinen Leichtsinn zu spät. Ehe er's sich versah, war er auf dem Trup-

penübungsplatz Radom, wo er seinen Kummer in Unmengen von Alkohol zu ertränken versuchte. Schnaps zu bekommen war damals eine Kleinigkeit, erhielten doch die siebzehnjährigen Rekruten jede Woche einen halben Liter Monopolfusel, den sie nicht mehr zu konsumieren wagten, nachdem der erste Versuch sie beinahe umgebracht hatte. Täschner kaufte für wenig Geld die Flaschen auf und hatte immer ein gutes Dutzend unter seinem Bett zu stehen. Im Saufen war er ganz groß. Einmal wettete er, er werde ein großes Schnapsglas voll Weingeist auf einen Zug austrinken. Das tat er auch. Später verriet er mir den Trick, den er angewendet hatte. Man mußte zuvor reichlich Wasser schlucken, damit der Alkohol den Magenwänden nicht die Feuchtigkeit entriß und innere Verbrennungen verursachte. Als wir an die Front gingen, verfluchte er seinen Einfall, jemals Berufssoldat geworden zu sein, obwohl er sich hätte sagen müssen, daß es gerade dieser Umstand war, der ihn so lange vor dem Einsatz bewahrt hatte. Die meisten anderen seines Alters, die keine Berufssoldaten waren, hatte man schon viel eher hinausgeschickt. An der Front wurde der großmäulige Täschner auf einmal sehr bescheiden. Beim Angriff folgte er dem Zug, den er führen sollte, in respektvoller Entfernung. Er, der sich sonst einen Dreck um die Mannschaften kümmerte, sprach in den rührendsten Tönen von Kameradschaft, wenn ihm andere unter Artilleriebeschuß sein Loch buddeln sollten. Wenn es allerdings Verpflegung gab, pfiff er auf die Kameradschaft. Da futterte er erst ausgiebig, bevor er zuließ, daß die Portionen geteilt wurden. Natürlich beanspruchte er dann seinen vollen Anteil. Sicher hatte Täschner auch seine positiven Seiten. Er schikanierte seine Leute nicht, er legte nie jemand hinein und hatte nicht den Ehrgeiz, auf Kosten anderer Karriere zu machen. Er hing an seiner Mutter und schickte ihr regelmäßig seine Löhnung. Im Suff war er grenzenlos gutmütig und tat einem jeden Gefallen. Kein Wunder, daß allen ein besoffener Täschner am liebsten war. Und wenn er –

Aber ich konnte nicht weitererzählen. Wir hörten hinter uns ein lautes Gebrüll. Aus dem Gebüsch, in dem sich der Kompaniegefechtsstand verbarg, stürzte schreiend Feldwebel Täschner. In langen Sätzen stürmte er oben am Rande des Laufgrabens entlang, ein vorzügliches Ziel für die russischen Scharfschützen bildend. Doch es fiel kein Schuß, und Täschner rannte weiter.

Einen Augenblick lang war ich wie gelähmt. Dann brüllte ich Täschner entgegen, der gerade auf uns zukam: „Halt! Stehenbleiben!"

Aber Täschner reagierte nicht. Er sprang über den Verteidigungsgraben hinweg und rannte den Hang hinunter auf die feindlichen Linien zu. Einen Augenblick lang dachte ich, er wollte desertieren, doch da überfiel mich siedendheiß der Gedanke, daß er sich dazu die allerungünstigste Stelle ausgesucht hatte. Er lief gerade auf ein Minenfeld zu, das die Pioniere in der Senke zum Schutze der Höhe angelegt hatten. Ich stieß einen unartikulierten Schrei aus, aber es war schon zu spät.

Die Gestalt des Feldwebels verschwand in einer Sprengwolke. Als sich der Rauch verzogen hatte, sahen wir Täschner verkrümmt und reglos neben einem flachen schwarzen Trichter im Gras liegen.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Penzke wandte den Kopf und blickte mich an.

„Ich glaube, er hat doch nicht simuliert", sagte er nach einer Weile.

Wenn Feldwebel Täschner tatsächlich verrückt gewesen war, so fehlte jetzt nicht mehr viel daran, daß auch wir verrückt wurden. Der Gedanke, auf dieser verfluchten Höhe 334 unser Leben beschließen zu müssen, rieb uns auf, und das Entnervende dabei war nicht, daß auf der Höhe zuviel, sondern zuwenig passierte. Denn die paar Granatwerfereinschläge tagsüber konnte man nicht rechnen. Und doch wußten wir alle, daß das nur die Stille vor dem Sturm war. Feindwärts hörten wir das Gebrumm der zur Offensive auffahrenden Panzer und Fahrzeuge. In der Nacht klang es besonders deutlich. Auch an Flugzeugen mußte es entgegen unserer Propaganda auf der Gegenseite mehr als genug geben, denn wir sahen über uns nur sowjetische Maschinen, und als einmal eine größere Menge deutscher Bomber ins feindliche Hinterland einflog, um die Bereitstellungen zu zerschlagen, wurden sie noch in Sichtweite von russischen Jägern angegriffen und zersprengt, und sie schlichen sich einzeln und unter großen Verlusten wieder über die Linien zurück.

Mit den Soldaten, die am Abend den Verwundeten zurückgeschafft und unsere Verpflegung geholt hatten, traf Leutnant Perny ein, der neue Kompanieführer. Ich erwartete ihn mit den anderen Unteroffizieren im Kompaniegefechtsstand, und das erste, was mir an ihm auffiel, waren die silberne Nahkampfspange und das Deutsche Kreuz in Gold an seiner Brust. Schon dieser Anblick stimmte mich bedenklich, aber noch mehr beeindruckte mich sein Gesicht. Es sah

aus, als wäre es von Arno Breker modelliert: germanisch, kantig, kühn. Dieser Mann litt nicht an überflüssigen Gefühlen. Das war ein ganz Schneidiger. Dem war es egal, was geschah, die Hauptsache, er konnte melden: „Befehl ausgeführt!“ Zwischen ihm und dem von Skrupeln geplagten Ruprecht klaffte ein tiefer Abgrund. Der hier hatte keine Komplexe und auch keine Skrupel. Ich meldete ihm, was zu melden war, und bekam sofort eine Kostprobe seiner soldatischen Tugenden vorgesetzt.

„Was sagen Sie?“ wiederholte Perny mit hochgezogenen Augenbrauen. „Feldwebel Täschner liegt noch draußen? Das ist ja unglaublich! Wer führt die Reservegruppe? Unteroffizier Kuhn? Hören Sie, Unteroffizier Kuhn! Befehl an die Reservegruppe: Der Tote wird noch diese Nacht geborgen!“

Vergebens wies ich darauf hin, daß Täschner in das Minenfeld vor unseren Gräben gelaufen sei und daß man die ausgelegten Minen wegen des zu hohen Grases – noch dazu in der Nacht – nicht mehr erkennen könne. Es half nichts. Leutnant Perny schürzte verächtlich die Lippen und sagte in einem Ton, der mir durch die Glieder fuhr: „Sie wollen doch einen toten Kameraden nicht da draußen liegenlassen?“

Kuhn glotzte den Leutnant in tiefer Bestürzung an. Dieser Befehl wollte nicht in seinen harten Schädel. Aber der Leutnant hatte sich schon einem neuen Thema zugewendet. Er hielt uns einen Vortrag, wie er die Lage auf der Höhe 334 meistern wolle. Jetzt zweifelte ich nicht mehr daran, daß er vom Größenwahn beherrscht wurde. Er hatte sich, als die Rote Armee im vergangenen Jahr gegen Shitomir vorstieß, mit etwa hundert Mann in einem Wald eingeigelt und fünf Tage lang alle Angriffe abgewehrt – so erzählte er wenigstens –, am sechsten Tag wären sie dann wieder von deutschen Truppen herausgehauen worden. Das gleiche gedachte er auf der Höhe 334 zu wiederholen. Für ihn stand am Ende der sowjetischen Offensive nicht eine Niederlage, sondern ein glorreicher deutscher Sieg. Er glaubte an den Führer und an dessen geniale Feldherrnkünste wie an den lieben Gott selber.

„Die Sache ist ganz einfach“, schloß er mit seiner hellen, näselnden Stimme. „Wir lassen uns überrollen. Hinten fangen sie den Stoß des Iwans auf, und in drei Tagen ist der Fall bereinigt.“

Dieser Optimismus konnte keinen von uns täuschen. Nach dem, was wir bisher erlebt hatten, rechnete jeder mit einem neuen Zu-

sammenbruch der Front und mit einem fluchtartigen Rückzug, auf den kein neuer Vormarsch mehr folgen würde. Was uns dieser schneidige, ordengeschmückte Leutnant Perny servierte, war derselbe Irrsinn, der von den Generalen und ihren Stäben ausgekocht wurde.

„Morgen früh sehe ich mir die Stellungen an", fuhr der Leutnant, als der erwartete Beifall ausblieb, leicht verärgert fort. „Wir werden sie so ausbauen, daß sich die Bolschewisten die Köpfe einrennen. Der Führer soll mit uns zufrieden sein. Ich erwarte, daß jeder seine Pflicht tut. Vergeßt nicht: Tapfere Soldaten werden mit Auszeichnungen belohnt!"

Mit Auszeichnungen? Vielleicht dachte er ans Ritterkreuz und an Beförderung. Wir dachten an andere Kreuze, an Kreuze aus Holz, die man auf unsere Gräber pflanzte. Aber vielleicht würden wir nicht einmal die haben. Vielleicht würde man uns wie tote Hunde verscharren.

Da wir die Versprechungen des Leutnants offenbar nicht zu würdigen wußten, durften wir den Kompaniegefechtsstand ohne weitere Belehrungen verlassen. Unteroffizier Kuhn, der den Auftrag des Leutnants noch immer nicht verdaut hatte, schimpfte leise vor sich hin. Er war am übelsten dran.

Gegen Mitternacht tauchte Kuhn mit zwei Leuten in meinem Grabenabschnitt auf und bat mich, ein bißchen aufzupassen, wenn er mit ihnen den toten Täschner hereinholte. Doch wofür sollte das helfen? Mit den Minen mußten sie allein fertig werden. Und so gelang es ihnen zwar, den Toten zu bergen, dafür aber wurde einer der beiden Soldaten von einer anderen Mine schwer verletzt. Zum Glück konnte er sich, bevor er starb, noch in den Graben schleppen, sonst hätte Kuhn abermals losziehen müssen, um ihn zu holen.

Der Unteroffizier war in der Verfassung, einen Mord zu begehen. Sein breites, gutmütiges Gesicht war verzerrt, als er dem toten Jungen aus seiner Gruppe in unserem Bunker die Augen zudrückte. Dann ging er in den Kompaniegefechtsstand, und ich erfuhr später von dem Kompaniemelder Haberkorn, daß er dort dem Leutnant ins Gesicht geschleudert hatte: „Ein Mann auf Ihren Befehl verreckt, Herr Leutnant!"

Aber Perny war hart im Nehmen. Er sagte eiskalt: „Wenn Sie weiterreden, kann es leicht geschehen, daß ich Sie wegen Anstiftung zum Aufruhr niederschießen muß. Sie wissen, daß ich das Recht dazu



habe. Ich rate Ihnen zu verschwinden. Scheren Sie sich zu Ihrer Gruppe. Aber bilden Sie sich nicht ein, daß ich das vergesse. Wir rechnen noch ab."

Wenn Kuhn ein bißchen Phantasie besessen hätte, wäre ihm klargeworden, daß der Leutnant das Todesurteil über ihn gesprochen hatte. Aber er besaß keine Phantasie. Er bildete sich sogar ein, es dem Leutnant ordentlich gegeben zu haben. Doch sollte er bald eines Besseren belehrt werden.

Als der tote Soldat von der Reservegruppe aus unserem Bunker geschafft worden war, brach einer meiner Jungen in lautloses Weinen aus. Die anderen saßen da und ließen die Köpfe hängen. Penzke war nicht anwesend. Er half den Toten wegtragen. Ich sagte rauh: „Legt euch hin, und versucht zu schlafen. In einer Dreiviertelstunde müssen die nächsten auf Posten ziehen."

Und weil sie gar so niedergeschlagen waren und es mir unerträglich wurde, in ihre verzweifelten Gesichter zu sehen, ging ich hinaus und

kontrollierte die Posten am MG. Tief hängende Wolken jagten über den nächtlichen Himmel, und es war stockdunkel. Es wäre für einen feindlichen Stoßtrupp eine Kleinigkeit gewesen, in unseren Graben einzubrechen und uns zu erledigen, aber es war kein feindlicher Stoßtrupp unterwegs, oder er hatte sich eine andere Stelle für einen Überfall ausgesucht. Einen flüchtigen Augenblick dachte ich daran, wie sinnlos es war, hier vorn zu liegen und zu warten, bis das Ende kam, wie sinnlos der Tod Ruprechts, Täschners und des jungen Soldaten gewesen war, aber dann schob ich diese Gedanken beiseite. Sie waren so lähmend, daß man leicht in Versuchung kam, selbst Hand an sich zu legen.

Als ich durch den Laufgraben zurückging, hörte ich in dem Gewehrstand, den sich Penzke für seine Aufgabe tagsüber gewählt hatte, ein heftiges Schluchzen. Ich sah nach und fand den Jungen, der vorhin über den Tod des Soldaten aus Kuhns Gruppe so erschüttert gewesen war.

„Was tun Sie hier, Peisert?" fragte ich schroff. „Ich habe euch doch befohlen zu schlafen."

Peisert schluckte ein paarmal. Dann sagte er: „Ich kann nicht schlafen."

„Warum denn nicht?" sagte ich mit geheuchelter Gleichgültigkeit. „Weil du einen hast sterben sehen? Damit müssen wir alle rechnen. Wenn wir davonkommen, haben wir Glück gehabt. Es ist nichts Besonderes. Du wirst dich daran gewöhnen, daß noch mehr von uns sterben."

Es war eine Weile still. Der Junge atmete schwer.

„Wollen Sie sterben, Herr Unteroffizier?" fragte er schließlich.

„Ich will nicht", sagte ich. „Aber das hängt nicht von mir ab."

„Es hängt von uns ab", widersprach er heftig. „Würden wir nicht mitmachen, so brauchte keiner von uns zu sterben."

„Oho", sagte ich. „Willst du eine Meuterei anstiften?"

„Der Krieg ist ein Verbrechen", sagte Peisert. „Und ich will kein Verbrecher sein, indem ich mitmache."

Ein Verbrecher bist du nicht, dachte ich, du bist einer, an dem ein Verbrechen begangen wird, aber ich werde mich hüten, dir das zu sagen.

„Wer hat dir denn das ins Ohr geblasen?" fragte ich mißtrauisch. „Das ist doch nicht auf deinem Mist gewachsen."

Ich spürte, wie er den Bruchteil einer Sekunde zögerte, bevor er antwortete: „Niemand."

Meine Stimme dämpfend, beugte ich mich zu ihm. „Es gibt Dinge, über die man am besten nicht spricht. Wer so tief im Krieg drinsteckt wie wir hier, macht sich selber verrückt, wenn er darüber nachdenkt. Und wenn er dann noch anfängt zu reden, ist ihm bald eine Kugel sicher — von einem deutschen Hinrichtungskommando. Verstehst du?"

Der Junge klammerte sich an meinen Arm. Ich spürte seinen Atem in meinem Gesicht. „Aber es muß doch eine Möglichkeit geben, daß dieser Wahnsinn einmal aufhört."

Wie oft hatte ich mich das selber schon gefragt und keine Antwort gefunden.

„Es gibt keine."

„Ob sie uns da drüben etwas tun würden, wenn wir zu ihnen in Gefangenschaft gingen?"

Ich fuhr zusammen. Daß er meine geheimsten Gedanken aussprach, traf mich wie ein Schlag.

„Willst du desertieren?"

Peisert antwortete nicht.

„Hast du mit jemand darüber gesprochen?"

Nach einer Weile sagte er zögernd: „Darüber braucht man mit niemand zu sprechen. Es denken bestimmt viele so. Aber Sie dürfen nicht annehmen, daß ich desertieren will, Herr Unteroffizier. Ich habe nur so dahergeschwatzt."

Er sprach die letzten Worte hastig und ängstlich. Offenbar hatte er gemerkt, wie gefährlich seine Äußerungen für ihn waren. Jetzt wollte er sie abschwächen.

„Ist schon gut", sagte ich. „Geh in den Bunker, und schlafe. Wir sind alle ein bißchen nervös. Wer weiß, ob wir in der nächsten Zeit viel zum Schlafen kommen."

Er schob sich an mir vorbei durch den Graben. Ich lehnte mich an die Wand des Gewehrstandes und starrte in die Dunkelheit, die ab und zu von aufsteigenden Leuchtkugeln erhellt wurde. War das der Weg? Aber was erwartete einen da drüben in der Gefangenschaft? Ich hatte gesehen, wie man bei uns Gefangene behandelte. Wenn einem das bevorstand, dann war es besser zu sterben. Und noch etwas kam dazu: Wann würden wir wieder nach Hause kom-

men? Wie lange würde der Krieg noch dauern? Aber sollte man das alles nicht lieber in Kauf nehmen, als hier zu verrecken? Das Leben lag noch vor uns, vor mir und all den siebzehnjährigen Jungen, denen man die Jugend geraubt hatte. Sollten diese halben Kinder gar keine Chance haben? Aber war es überhaupt eine Chance? Konnte man sie mit gutem Gewissen wahrnehmen? Wir waren doch deutsche Soldaten!

Müde ging ich zu meinem Bunker und legte mich aufs Stroh.

Am frühen Morgen erschien der Kompaniemelder Haberkorn mit dem Befehl des Leutnants, wir sollten die Stellungen ausbauen und verstärken. Der Leutnant werde kommen und genauere Anweisungen erteilen. Es war unsinnig, was wir tun sollten, denn unsere Stellungen waren so gut ausgebaut, wie es nur möglich war. An den Erdbefestigungen gab es nichts zu verbessern, und anderes Material hatten wir nicht. Ich schickte die Jungen in unseren Abschnitt, ließ den Graben zur Latrine vertiefen und die Erde hinter den Faschinen festklopfen. Penzke wollte an seinem Gewehrstand arbeiten, aber als ich ihn aufsuchte, hatte er keinen Schlag getan, sondern hockte in einer Nische, die er am Tage vorher in die Wand gegraben hatte, und rauchte eine Zigarette. Ich setzte mich neben ihn.

„Ganz große Scheiße", sagte ich. „Der Leutnant will mit uns den Krieg gewinnen."

„Möchtest du das nicht auch?" fragte Penzke sanft.

„Hältst du mich für einen Idioten?" sagte ich aufgebracht.

Er sog schweigend an seiner Zigarette.

„Wir werden hier alle vor die Hunde gehen!" knurrte ich wütend. „Wie ich den ganzen Kram satt habe!"

„Du bist nicht der einzige", sagte Penzke.

Ich starrte in das Vorfeld und sah einen Feldhasen über das Niemandsland hoppeln. Der hat es gut, dachte ich. Der kümmert sich nicht um den Krieg und läuft dahin, wo es ihm Spaß macht. Natürlich kann es ihn auch erwischen, aber er ist ein Tier ohne Vernunft, das ist sein großes Plus.

„Ich habe vorhin etwas gefunden", unterbrach Penzke meinen Gedankengang. „Sieh mal an."

Er sah sich vorsichtig um und zog dann einen Zettel aus der Brusttasche. Der Zettel war bedruckt, und ich las:

NATIONALKOMITEE „FREIES DEUTSCHLAND“
BUND DEUTSCHER OFFIZIERE

Kameraden der 357. I.D.!

Eure Division hat im Frühjahr riesige Verluste erlitten. Was werdet Ihr tun, wenn die Rote Armee zu neuen Angriffen antritt? Ihr werdet wieder zurückgehen, denn Eure Stellungen sind auf keinen Fall zu halten.

Der Hitlerkrieg ist verloren!

Was steht Euch bevor? In einigen Kesselschlachten werden Eure Divisionen zusammengeschlagen, und Tausende von deutschen Offizieren und Soldaten lassen ihr Leben – für Hitler! Wenn Ihr Euch weiter von ihm „führen“ laßt, dann wird Deutschland Kriegsschauplatz, und das Fundament für den Wiederaufbau geht verloren. Die Heimat wird zerstört.

So weit darf es nicht kommen!

Jeder soll wissen: Es geht jetzt um die Erhaltung der Lebenskraft des deutschen Volkes.

Darum geben wir, Männer der deutschen Freiheitsbewegung, Euch folgende Anweisung: Verweigert die Befehle Hitlers! Stellt sofort die Kampfhandlungen ein, und tretet geschlossen über auf die Seite des Nationalkomitees.

In der Bewegung „Freies Deutschland“ sammeln sich alle nationalbewußten Deutschen zum Kampfe gegen Hitler für ein freies, unabhängiges Deutschland!

Kämpft mit in unseren Reihen.

Hitler muß fallen, damit Deutschland lebe!

Der Beauftragte des Nationalkomitees
„Freies Deutschland“

Dieses Flugblatt gilt als Passierschein für deutsche Soldaten und Offiziere, die sich der Roten Armee gefangengeben!

Es folgten noch einige Zeilen in russischer Sprache.

Penzke nahm den Zettel wieder an sich und verwahrte ihn in seiner Brusttasche.

Ich hatte auch früher schon Flugblätter in der Hand gehabt, aber nie in einer so kritischen Situation wie dieser. Nach dem Gespräch mit Peisert in der vergangenen Nacht trat abermals die Frage

sterben oder Gefangenschaft an mich heran. Und noch auf etwas anderes machte mich der Zettel aufmerksam. Es ging ja nicht nur um mich allein, auch nicht nur um die Jungen, die ihr Leben noch vor sich hatten, es ging um meine Heimat, um Deutschland, das Land, das ich liebte und das nicht mit denen gleichzusetzen war, die mich in den Krieg geschickt hatten. Das war eine neue Erkenntnis, aber sie komplizierte das Problem, wenigstens im ersten Augenblick, noch mehr.

„Was sagst du dazu?“ fragte Penzke, der mich beobachtet hatte.

Du mußt vorsichtig sein, dachte ich bei mir. Vielleicht will er dich provozieren. Aber das Vergnügen, dich hineinzulegen, soll er nicht haben.

Ich sah über die Deckung, und da fiel mein Blick auf einen russischen Soldaten, der den Kopf unvorsichtigerweise über den Rand des feindlichen Grabens gehoben hatte. Penzke merkte, daß ich durch etwas stutzig geworden war, und schaute ebenfalls hin. Dann betrachtete er mich aus den Augenwinkeln, und als ich immer noch nicht reagierte, legte er – ich hatte den Eindruck, daß er es sehr widerwillig tat – das Gewehr mit dem Zielfernrohr an und drückte ab. Der Schuß fuhr drüben in die Deckung, wie eine Staubwolke anzeigte, mehr als fünf Meter von seinem Ziel entfernt. Der Kopf des russischen Soldaten verschwand. Es gab für mich keinen Zweifel. Penzke hatte den Mann absichtlich verfehlt. Mit einem solchen Gewehr konnte man unmöglich so weit danebenschießen. Ich fühlte mich auf einmal sehr erleichtert.

„Pech“, murmelte Penzke verlegen.

„Du bist mir ein schöner Scharfschütze“, spottete ich.

Er zog die Schultern hoch.

Hinter uns im Graben hörten wir Schritte. Leutnant Perny zeigte sich am Eingang zum Gewehrstand und fragte, wonach geschossen worden sei.

Penzke meldete es und erntete dafür die verächtliche Bemerkung: „Sie Niete!“ Dann fragte mich der Leutnant, womit meine Leute zur Zeit beschäftigt wären. Als er erfuhr, daß sie den Zugang zur Latrine vertieften, lief er rot an und schrie, ich sei wohl verrückt geworden, die Latrine auszubauen, wo es um die Erhöhung der Kampfkraft der Truppe gehe. Ich steckte den Anpfiff schweigend ein.

Der Leutnant befahl mir, zwei neue Gewehrstände und eine weitere Ausweichstellung für das MG bauen zu lassen. Plötzlich verstummte er. Drüben auf der Feindseite hatte er etwas entdeckt.

„Sagen Sie", wandte er sich an mich, „was ist das da drüben auf der Bodenwelle? Dort neben dem abgebrochenen Baum?"

„Das ist ein eingegrabener T 34, Herr Leutnant", gab ich Auskunft. „Soviel ich weiß, haben ihn unsere Sturmgeschütze im Frühjahr bewegungsunfähig geschossen, und die Russen benutzen ihn jetzt als Beobachtungsstand."

„Von dort aus können sie uns ziemlich gut einsehen", sagte der Leutnant nachdenklich, und sein Gesicht nahm noch mehr die Züge einer Brekerschen Figur an.

Penzke warf mir einen besorgten Blick zu.

„Wo ist das Minenfeld zu Ende?" fragte der Leutnant.

„Dort an dem Findlingblock, Herr Leutnant", sagte ich.

„Bis zu dem Panzer dürften es ungefähr dreihundert Meter sein", murmelte er. „Man müßte es versuchen."

Er wandte sich wieder an mich. „Ich bitte mir aus, daß meine Befehle richtig befolgt werden", herrschte er mich an und verschwand im Graben.

„Der hat was vor", sagte Penzke warnend.

„Möglich", entgegnete ich und ging ebenfalls davon, um meinen Leuten die Befehle des Leutnants weiterzugeben.

Das Flugblatt ging mir den ganzen Tag nicht mehr aus dem Sinn, aber ich kam nicht dazu, mich darüber mit Penzke zu unterhalten. Der Leutnant achtete darauf, daß unser Arbeitseifer nicht nachließ, und wenn ich schon mit Penzke zusammentraf, dann immer in Gegenwart anderer. Übrigens war er wieder häufig unterwegs, um von den verschiedensten Stellen unseres Grabens nach lohnenden Zielen Ausschau zu halten.

Am Abend wurde ich in den Kompaniegefechtsstand gerufen. Ich dachte zuerst, es hinge mit dem täglichen Verpflegungsempfang zusammen, obwohl es eigentlich nicht üblich war, deshalb die Gruppenführer zu rufen. Als ich mich bei Leutnant Perny meldete, stellte ich jedoch fest, daß die Soldaten vom Troß noch gar keine Verpflegung gebracht hatten. Dafür waren alle Unteroffiziere da. Es ging also um etwas anderes.

Es ging, um es kurz zu sagen, um Unteroffizier Kuhn. Ja, es war nicht anders zu verstehen, auch wenn es Perny vermied, den Namen Kuhn anfangs überhaupt zu erwähnen. Der Leutnant hatte den glorreichen Einfall, den eingegrabenen Panzer zu knacken, das heißt, nicht er, sondern ein Teil seiner Leute sollte es tun.

Das war so widersinnig, daß der Führer der vierten Gruppe ungläubig fragte: „Jetzt vor dem Angriff der Russen, Herr Leutnant?"

Perny richtete sich auf und warf einen hochmütigen Blick auf den Frager. „Gerade jetzt!" näselte er. „Wenn die Russen angreifen, werden sie nicht mehr wissen, was auf unserer Seite vorgeht. Sie sind blind, verstehen Sie, blind!"

Wir verstanden nicht, aber wir hüteten uns, das zu sagen. Wir hatten zwar keine Kriegsschule besucht, daß die Russen aber bei einer Offensive nicht auf diesen Beobachtungsstand angewiesen waren, war jedem von uns klar.

Ich sah vielleicht am ungläubigsten drein. Deshalb beteiligte mich der Leutnant wahrscheinlich an der Geschichte.

Perny sagte: „Unteroffizier Kuhn, um null Uhr dreißig den Angriff der Reservegruppe auf den eingegrabenen Panzer. Sie nehmen Hohlhaftladungen mit. Und Sie", er wandte sich an mich, „folgen mit drei Mann bis an den Findlingsblock. Von dort geben Sie Feuerschutz."

Kuhns Gesicht war schneeweiß. Ich stammelte heiser: „Zu Befehl, Herr Leutnant."

Wenn wir auf etwas warten, das uns Freude macht, verstreichen die Minuten unendlich langsam; steht uns dagegen etwas Unangenehmes bevor, so scheinen wir ihm im Eiltempo näher zu rücken. Der Zeitbegriff ist relativ. In ihm kann sich sogar das Gefühl für lang und kurz vereinigen. Ich habe festgestellt, daß in den letzten Stunden vor einem Angriff beides geschieht. Der Zeiger der Uhr bewegt sich unerbittlich vorwärts, die Stunde, die den Tod bringen kann, kommt immer schneller auf uns zu; gleichzeitig jedoch füllt sich die Spanne, die noch verbleibt, mit Bildern aus dem Leben, das man hinter sich gelassen hat, und nie ist die Erinnerung so stark wie in diesen Momenten. Sie komprimiert vergangenes Geschehen und täuscht über die Kürze der verfliegenden Minuten hinweg. Und sie weckt die Sehnsucht, dort wieder anzuknüpfen, wo die Erinnerung am schönsten war, und damit die Hoffnung, vom Tode verschont zu bleiben.

Eine Stunde vor Mitternacht suchte ich Kuhn in seinem Bunker auf. Penzkes Begleitung hatte ich schroff zurückgewiesen. Er gehörte nicht zu dem Unternehmen. Er war – wenigstens vorläufig – in einer

Sicherheit, die mir seine Gegenwart verhaßt machte. Ich weiß, es war eine ganz blödsinnige Einstellung zu ihm, aber er saß nicht mit in unserem Boot. Kuhns Leute lagen auf dem Stroh, starrten auf die aus Baumstämmen gefügte Decke oder versuchten zu schlafen, doch sie versuchten es vergeblich. Was ihnen bevorstand, warf seine Schatten voraus. Sie ahnten ihren Tod und fürchteten ihn, aber sie wehrten sich nicht. Man hatte das Urteil über sie gesprochen, nun wurde es vollstreckt.

Ich gab Kuhn einige Informationen, wie ich meine Leute einsetzen wollte, und er antwortete einsilbig mit „Ja“ und „Nein“ auf meine Fragen, wie weit er sei. Wir saßen uns schließlich auf zwei Hockern aus dünnen Birkenstämmen schweigend gegenüber. Die Zeit stürzte auf uns zu, und die Erinnerung zerdehnte sie. Ich wußte, daß auch an Kuhn Bilder aus seinem vergangenen Leben vorbeizogen, und an dem Drang, sich mitzuteilen, erkannte ich, wie plastisch und deutlich sie vor ihm standen. Was mich in seinen Worten beeindruckte, die eher einem Selbstgespräch als einer Unterhaltung mit mir glichen, waren nicht so sehr die Ereignisse seines Lebens, sondern die Stellung, die er zu ihnen bezog. Sein Leben wies keine Besonderheiten auf. Oder war es etwas Besonderes, in einer gottverlassenen Gegend im Unterfränkischen als Steinbrucharbeiter sein Leben zu fristen? War es etwas Besonderes, elf Geschwister zu haben, die sich in alle vier Winde zerstreut hatten, weil das Leben in ihrer Heimat gar zu armselig war? War es etwas Besonderes, daß schon sein Vater und sein Großvater in demselben Steinbruch gearbeitet hatten? Er fand das alles in Ordnung. Geboren werden, arbeiten, sterben — das lief nach einem bestimmten Plan ab. Gott hatte es so gewollt. Das war so gewesen, und das sollte so bleiben. Er gehörte in den Steinbruch, und mit Politik hatte das nichts zu tun. Den Krieg betrachtete er als eine Art höherer Gewalt, als ein Strafgericht. Es war eine merkwürdig primitive Anschauung, aber sie erklärte weitgehend seinen Charakter. Er hatte sich bisher allen Lagen des Lebens gefügt und war leidlich damit zurechtgekommen. Als man ihn einzog, betrachtete er auch das als sein Schicksal. Mit Ruhe führte er alle Befehle aus und wurde ein sogenannter „guter“ Soldat, den man nach angemessener Frist beförderte. Und Kuhn wäre weiterhin ein „guter“ Soldat geblieben, wenn Leutnant Perny nicht mit seinen irrsinnigen Befehlen seinen schwerfälligen Geist verwirrt hätte. Er sprach von den Kämpfen, an denen er teilgenommen hatte, und ich zweifelte nicht daran, daß er tapfer gewesen war, gewissermaßen

grundlos tapfer, denn irgendwelche Gedanken oder Vorstellungen über den Sinn und Zweck des Krieges belasteten ihn nicht. Man hatte sogar vergessen, ein sentimentales Gefühl für den Begriff Vaterland in ihm zu erwecken. Kuhn war wie ein dreijähriges Kind, das neben einem offenen Faß Benzin mit Streichhölzern spielte. Auch er überschaute die Folgen nicht.

Was er vom Krieg erzählte, war die Odyssee des Deutschen dieser Jahre, begonnen in Polen, fortgesetzt in Frankreich und Jugoslawien und noch nicht beendet in Rußland. Mit leiser, monotoner Stimme nannte er die Etappen dieser letzten großen Irrfahrt – Rawa Ruska, Uman und Tscherkassy, Poltawa und Charkow – und die Stationen der Flucht über Donez, Dnepr und Dnestr bis hierher. Aber das war nur eine Variante dessen, was ich selbst erlebt hatte, und so hörte ich ihm gar nicht mehr zu, sondern hing meinen Gedanken nach. Ich wurde erst wieder aufmerksam, als er mir einen Brief entgegenhielt.

„Wenn ich nicht zurückkomme, schick ihn an meine Frau“, sagte er.

Ich wollte den Brief nicht nehmen und erwiderte: „Gib ihn lieber dem Leutnant. Mir kann auch etwas passieren.“

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Dem Leutnant? Nie! Und dir passiert nichts. Du kommst bestimmt zurück.“

„Und warum solltest du nicht zurückkommen?“ fragte ich gegen meine Überzeugung.

Er verzog sein Gesicht zu einem kläglichen Lächeln.

In mir wallte es auf. Was für ein Wahnsinn! Da gingen sie in den Tod, und jeder wußte es, vor allem dieser Perny, dieser kaltschnäuzige, ordengeschmückte Mörder mit dem glatten Gesicht, der den Befehl dazu erteilt hatte. Ohne Widerspruch ließen sie sich in den Tod schicken. Ich mußte an einen Satz in dem Flugblatt denken: Es geht jetzt um die Erhaltung der Lebenskraft des deutschen Volkes. Ja, es war höchste Zeit, daß das Sterben aufhörte. Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen, hatte Heinrich Lersch gedichtet, aber die heroische Begeisterung, die ich einst bei diesen Zeilen gefühlt hatte, war längst erloschen. Welches Deutschland sollte denn leben, wenn wir alle verreckt waren? Es geht um die Erhaltung der Lebenskraft des deutschen Volkes, forderte das Flugblatt. Es gibt einen Weg für dich, Kuhn, dachte ich. Lauf über! Lauf über! Aber ich wagte nicht, es laut zu sagen. Während ich es unablässig in meinem Inneren wiederholte, öffnete sich die Bunkertür, und Leutnant Perny trat ein.

„Alles fertig?“ fragte er.

„Alles fertig, Herr Leutnant“, sagten Kuhn und ich gleichzeitig. Dieser Gehorsam war zum Speien.

Perny sah auf die Uhr. „In die Ausgangsstellung!“ befahl er.

Ich ging zu meiner Gruppe zurück. Zehn Minuten später verließ ich mit zwei Mann und einem MG meinen Graben. Das MG postierte ich rechts von dem Findlingsblock in einem Granattrichter. Ich selbst bezog mit dem Gewehrschützen Peisert zwanzig Schritt davon entfernt in einer Bodenmulde Stellung. Wir waren soweit. Kuhn konnte anfangen.

Ich bin mir später niemals ganz klar darüber geworden, was eigentlich geschehen war. Es muß eine ganze Menge Glück dabeigewesen sein, daß ich noch lebte. Als ich jedenfalls wieder zu mir kam, hatte ich das Gefühl, als sei mir die Luft aus der Lunge gepreßt worden, mein Kopf schien bei der leisesten Bewegung zerspringen zu wollen. Ich sah, wie sich Penzke über mich beugte, und ich begriff, daß ich in meinem Bunker lag, den die primitive Öllampe erleuchtete, die wir aus dem Kopf einer Stielhandgranate hergestellt hatten.

„Er ist bei Bewußtsein“, sagte Penzke zu dem Kompaniemelder Haberkorn, der hinter ihm stand. „Du kannst es dem Leutnant melden.“

„Was ist...?“ fragte ich und versuchte den Kopf zu heben, ließ ihn aber sofort wieder stöhnend sinken.

„Nur ruhig“, sagte Penzke.

Ich lag still und rührte mich nicht. Haberkorn kam zurück.

„Ich hab's ihm gesagt.“

„Und...?“ fragte Penzke.

„Wenn er verwundet ist, sollt ihr ihn zurückschaffen, wenn nicht, soll er bleiben“, sagte Haberkorn.

„Weiter nichts?“ fragte Penzke drohend.

„Weiter nichts.“

Penzke stieß ein bösartiges Knurren aus.

„Du kannst abhauen“, sagte er. „Er ist nicht verwundet.“

Haberkorn ging hinaus.

„Trinken“, flüsterte ich. Penzke setzte mir die Feldflasche an die Lippen, und ich trank. Mir wurde etwas wohler, und ich begann mich wieder zu erinnern.



Da war der helleuchtende Findlingsblock. Aus dem Dunkel der Nacht tauchten an seiner Flanke die verschwommenen Gestalten von Kuhns Leuten auf, gebückt und sich langsam vorwärts bewegend, verschwanden sie in Richtung auf den Panzer in der Finsternis. So sehr ich mich auch anstrengte, ich konnte nichts mehr erkennen, und daß sie sorgfältig jedes Geräusch vermieden, war selbstverständlich. Die Minuten verstrichen, und ich zweifelte schon, ob Kuhn und seine Leute ihr Ziel erreicht hatten. Da fiel vor uns ein Schuß. Gleich darauf stiegen zwei Leuchtkugeln zum Himmel empor und übergossen den Hang mit grellem weißem Licht. Und auf diesem Hang waren die sieben Mann der Reservegruppe ganz deutlich zu sehen. Ich schloß die Augen. Das war das Ende für Kuhn und seine Leute. Da bellten auch schon die Maschinengewehre los, und Handgranaten ex-

plodierten mit dumpfem Krachen. Und ich konnte gar nichts machen, weil Kuhn so unglücklich zwischen uns und dem Feind stand, daß wir kein Schußfeld hatten. Aber das Schlimmste kam noch, als hinter dem Panzer der Feuerstrahl eines Flammenwerfers hervorzischte. Ich schrie entsetzt auf. Noch hörte ich einen gewaltigen Knall — wahrscheinlich hatte Kuhn eine Hohlhaftladung abgezogen und geworfen —, dann begannen Granatwerfer die Senke abzustreuen. Eine Panzerabwehrkanone feuerte von der Flanke her auf den Findlingsblock. Sie hatten sich ohne Zweifel darauf eingeschossen. Wir mußten zurück. Für Kuhn konnten wir doch nichts mehr tun. Ich sprang auf und schrie: „Zurück!" Im selben Augenblick fuhr mir ein Schwall glühendheiße Luft ins Gesicht, und ich verspürte einen heftigen Schlag gegen meinen Stahlhelm. Die Explosion hörte ich nicht mehr.

„Wer hat mich zurückgebracht?" fragte ich.

„Ich hab' dich 'reingeholt", sagte Penzke mürrisch. „Den Peisert mußten die MG-Schützen tragen. Sie bringen ihn gerade zum Verbandplatz."

„Danke", flüsterte ich.

„Quatsch", sagte Penzke grob.

Was er mir nicht verriet, war, daß die beiden MG-Schützen mich für tot gehalten hatten.

Ich richtete mich trotz der Schmerzen in meinem Schädel auf. „Und Kuhn und die anderen?" rief ich.

Penzke schwieg lange.

„Muß ich dir das wirklich noch sagen?" fragte er.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, hatte ich den Schock überwunden und konnte mich wieder ohne Schmerzen bewegen. Neben mir schliefen zwei Mann aus meiner Gruppe. Der Alarm, veranlaßt durch die Ereignisse der Nacht, war demnach wieder abgeblasen. Ich rappelte mich empor und trat in den Graben hinaus. Am MG standen die beiden MG-Schützen und betrachteten mich mit scheuen Blicken. Für sie war ich schon tot gewesen, daß ich noch lebte, grenzte für sie an ein Wunder. Sie meldeten, es gäbe keine besonderen Vorkommnisse, und ich fragte, ob sie Peisert gut zum Truppenverbandplatz gebracht hätten.

„Er ist unterwegs gestorben, Herr Unteroffizier", sagte der eine. „Er hatte den ganzen Bauch voller Splitter."

Ich wandte mich ab. Peisert war tot. Mir fiel das Gespräch ein, das ich in der vorletzten Nacht mit ihm geführt hatte. Er wollte nicht sterben, und er wollte kein Verbrecher sein. Jetzt war für ihn alles vorbei. Ich fühlte einen dumpfen Schmerz in der Brust, aber er stammte nicht von der Granate, die so dicht vor mir explodiert war.

Langsam ging ich weiter durch den Graben und fand Penzke in seinem Gewehrstand. Er sagte: „'n Morgen" und „Wie geht's?" und erwartete keine Antwort. Das Wetter war fast noch schöner als in den vergangenen Tagen. Ich starrte auf die weißen Wolken am blauen Himmel.

Plötzlich fuhr Penzkes Stimme in unser Schweigen. „Du mußt dort hinübersehen — zu dem Panzer."

Das hatte ich bisher absichtlich vermieden. Aber man kann dem Schrecklichen nicht auf die Dauer ausweichen. Ich sah zu dem Panzer hinüber und bemerkte zehn Schritt vor ihm ein paar schwarze Flecke in dem verbrannten Gras. Nur mit viel Phantasie hätte man in ihnen die toten Soldaten von Kuhns Gruppe vermutet.

„Bis jetzt hat er noch nicht befohlen, daß man sie bergen soll", sagte Penzke mit bitterer Ironie.

„War er schon hier?" fragte ich heiser.

„Er hat sich bis jetzt noch nicht blicken lassen."

Ich dachte an den Brief, den ich von Kuhn erhalten hatte. Den mußte ich heute abend den Essenholern mitgeben.

Penzkes Blick haftete noch immer an den Leichen vor dem eingegrabenen Panzer. Etwas in seinem Gesichtsausdruck machte mich stutzig, und auf einmal kam mir ein Einfall. „Du, Penzke, hast du das Flugblatt noch?"

Er wandte den Kopf und nickte.

„Wo hast du es damals gefunden?"

„Ach, da hinten . . ., weißt du, dort, wo . . ."

„Meinst du am blauen Haus?"

„Ja, am blauen Haus."

„Wo die kleine Brücke ist?"

„Ja, gerade dort."

Ich betrachtete ihn aufmerksam.

„Komisch", sagte ich langsam. „Dort ist ja gar keine Brücke."

Wir starrten uns an. Kam es mir so vor, als ob ein schwaches Lächeln über sein Gesicht huschte, oder irrte ich mich?

„Und warum hast du es nicht abgegeben?" fragte ich weiter.

Er zuckte mit den Schultern. Jetzt lächelte er wirklich. Es war ein Lächeln voller Spott.

„Gib mir das Blatt."

Er nahm es aus seiner Brusttasche und reichte es mir. Ich las es noch einmal sorgfältig durch, dann steckte ich es ein. Ohne ein Wort zu sagen, nahm Penzke eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche und zündete sich eine an.

„Willst du nicht wissen, was ich damit tun werde?" fragte ich.

„Ich weiß es schon", gab er zur Antwort.

„Da bin ich aber neugierig."

„Du willst überlaufen."

Wir sahen uns wieder an.

„Fürchtest du nicht, daß ich dich melde?" fragte ich.

Er deutete nach dem Panzer hinüber. „Nach dem da nicht mehr."

„Gib mir eine Zigarette", sagte ich. Er reichte mir seine Schachtel, und ich begann zu rauchen.

„Woher kommst du nun wirklich?" fragte ich.

„Von drüben", sagte er. „Ich bin bei Tarnopol in russische Gefangenschaft geraten."

„Und warum bist du wieder zurückgekehrt?"

„Damit ihr das tut, was auf dem Flugblatt steht. Ich arbeite im Auftrag des Nationalkomitees ‚Freies Deutschland'."

„Aber das ist doch . . ., ist doch . . ."

„Landesverrat willst du vermutlich sagen."

„Wie kommst du dazu, das zu tun?"

Penzke warf seine Zigarette weg und blickte sich um.

„Ich bin kein Nazi. Ich bin Sozialdemokrat gewesen und habe vieles falsch gemacht. Und vielleicht hätte ich noch mehr falsch gemacht, wenn ich nicht bei der Kinderdivision im Kessel von Tarnopol gewesen wäre. Ich habe sie fallen sehen, und ich habe gehört, wie sie nach ihrer Mutter schrien."

Er atmete schwer.

„Und dann fand ich meinen Jungen, der war auch dabei, zerfetzt von Granatsplittern. Er lebte noch, und ich mußte zusehen, wie er starb."

„Hör auf", sagte ich rauh. „Hör um Gottes willen auf!"

Ich blickte zu dem Panzer mit den verkohlten Gestalten hinüber. Er hatte sein volles Maß gekriegt, der Scharfschütze Penzke, so voll, daß man nicht wagte, sich vorzustellen, was er beim Tod seines Sohnes empfunden hatte. Aber auch mein Maß war voll.

„Die Besatzung der Höhe 334 muß in Gefangenschaft gehen“, sagte ich. „Soweit es an mir liegt, werde ich mein möglichstes tun. Du kannst dich auf mich verlassen.“

Ich streckte ihm die Hand hin.

„Ich habe schon vorgearbeitet“, sagte er und schlug ein.

„Das kann ich mir denken“, antwortete ich. „Ein wunder Punkt bleibt dieser Perny. Da muß uns noch etwas einfallen. Seinetwegen soll keiner mehr sterben.“

Aber darin täuschte ich mich.

An diesem Tag bekam ich Leutnant Perny nur ein einziges Mal zu Gesicht, als er gegen Mittag kurz die Stellungen inspizierte.

„Freut mich, daß Ihnen nichts weiter passiert ist“, sagte er mit seiner gequetschten Stimme. „Schwein muß der Mensch haben.“

Und er stelzte davon und ließ sich den ganzen Tag nicht wieder blicken. So viel Schneid er auch hatte, er reichte doch nicht aus, den Soldaten gegenüberzutreten, die acht ihrer Kameraden in der letzten Nacht durch seine Schuld verloren hatten.

Am Abend gab ich den Essenträgern Kuhns Brief mit und ließ die drei Unteroffiziere durch Penzke auffordern, sich im Bunker der Reservegruppe, der jetzt leer stand, einzufinden. Es war allerdings ein Risiko dabei, mit ihnen in Verbindung zu treten, vor allem was den Führer der zweiten Gruppe betraf. Aber dieses Risiko mußte ich eingehen. Leutnant Perny hatte selbstverständlich von dem, was sich da dreißig Schritt von seinem Bunker entfernt zutrug, keine Ahnung.

Ich hängte meine Taschenlampe an einen Stützbalken und setzte mich auf einen Hocker aus Birkenstämmen in einer Ecke des Bunkers. Auf einem anderen Hocker saß Penzke dicht neben der Tür. Diese Vorsichtsmaßnahme hatten wir sowohl gegen Überraschungen von seiten unserer Gäste als auch von draußen getroffen. Die anderen Unteroffiziere machten es sich auf dem Stroh bequem, auf dem die Soldaten der Reservegruppe geschlafen hatten.

„Was ist 'n eigentlich los?“ fragte Unteroffizier Wolfhardt von der zweiten Gruppe, ein kleiner Mann mit spitzem Gesicht und fliehendem Kinn, mißtrauisch.

„Kleine Lagebesprechung“, erwiderte ich kurz.

„Ohne den Leutnant?“

„Ohne den Leutnant!“ sagte ich.

„Ist auch besser so“, knurrte Unteroffizier Emmrich, der Führer der vierten Gruppe. Die dicken schwarzen Augenbrauen verliehen seinem hageren Gesicht etwas Drohendes.

Unteroffizier Rittberger, wie immer schweigsam und verschlafen wirkend, murmelte Zustimmung. Ihm unterstand die erste Gruppe.

„Was haltet ihr von der Geschichte, die in der vergangenen Nacht passiert ist?“ fragte ich.

Emmrich stieß einen ordinären Fluch aus.

„Wir kommen auch noch dran“, brummte Rittberger.

„Bei der Offensive bestimmt“, bemerkte Penzke.

Eine Weile herrschte Schweigen.

„Ich will euch meine Meinung sagen“, begann ich wieder. „Kurz und gut: Ich mache nicht mehr mit!“

Wolfhardt hob den Kopf.

„Was heißt das: Ich mache nicht mehr mit!?“ fragte er.

„Ich will nicht für solche Lumpen wie für diesen Perny sterben!“ sagte ich.

„Meinst du damit auch andere, die über Perny stehen?“ fragte Wolfhardt vorsichtig.

Emmrich lachte. „Natürlich meint er die auch!“

Wolfhardt schwieg.

„Willst du dich über Perny beschweren?“ fragte er endlich.

„Zu welchem Zweck?“

„Dann verstehe ich nicht, was du überhaupt willst“, sagte Wolfhardt achselzuckend.

Penzke warf mir einen schnellen Blick zu. Ich atmete tief.

„Ihr wißt, daß wir die Höhe 334 bis zum letzten Mann halten sollen“, sagte ich. „Ihr wißt, was das bedeutet.“

„Wolfhardt, weißt du, was das bedeutet?“ fragte Emmrich ironisch.

„Wir werden alle ins Gras beißen“, antwortete der kleine Unteroffizier widerwillig.

„Hast du Lust dazu?“

Wolfhardt verzog mürrisch das Gesicht.

„Hört zu“, sagte ich. „Ich schlage vor, daß wir alle in Gefangenschaft gehen, bevor die Offensive beginnt.“

Wolfhardt blinzelte nervös und senkte den Kopf. Niemand war über den Vorschlag erstaunt. Emmrich nickte mir zu. „Hab' auch schon daran gedacht“, meinte er gleichmütig. „Der da hat mich darauf gebracht.“ Er deutete auf Penzke.

Ich atmete auf. Einen hatten wir auf unserer Seite.

„Was sagst du dazu, Rittberger?“ erkundigte ich mich.

„Tja, wenn uns die Russen leben ließen...“

„Ich bin von drüben gekommen“, sagte Penzke. „Die Russen haben mich im Kessel von Tarnopol gefangen, und ich lebe auch noch.“

„Schönen Dank für die Auskunft“, versetzte Rittberger schlau. „Ich wollte nur mal wissen, was du für einer bist. Ich kapituliere mit.“

Schon zwei auf unserer Seite, dachte ich erleichtert. Aber was ist mit dem dritten?

„Und du, Wolfhardt?“

„Aber das geht doch nicht“, stammelte der.

„Willst du verrecken?“

„Natürlich nicht.“

„Na also.“

Wolfhardts Augen irrten durch den Bunker. „Ich bin doch in der Partei“, flüsterte er.

„Sie werden dich deshalb nicht umbringen“, sagte Penzke.

„Das behauptest du jetzt.“

„Ich weiß es.“

„Verdammt noch mal!“ schimpfte Emmrich. „Ich bin auch in der Partei. Aber einmal muß man doch erkennen, in welchen Scheißverein wir da geraten sind!“

„Wie sprichst du denn von der Partei?“ stieß Wolfhardt bebend hervor.

„Wie sie es verdient mit diesem Schweinehund von Hitler an ihrer Spitze!“

Es war totenstill im Bunker. Das hatte noch keiner von uns auszusprechen gewagt.

„Bravo!“ sagte Penzke. Wolfhardt sank in sich zusammen.

„Ich habe an sie geglaubt“, sagte Emmrich erbittert, „wie an die ewige Seligkeit. Ich will nicht mehr. Alles andere könnt ihr von mir verlangen, nur das nicht. Darum mache ich mit.“

„Wie denkst du also über die Sache, Wolfhardt?“ fragte ich abermals.

Wolfhardt wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus.

„Deine Leute“, hielt ihm Penzke vor Augen, „werden sich uns ohne weiteres anschließen. Das kann ich dir versichern.“

„Ich möchte dich warnen, Wolfhardt“, sagte Emmrich drohend. „Wenn du dem Leutnant ein Wort verrätst, dann drehe ich den Spieß um. Ich melde dich wegen Kameradendiebstahls, Beleidigung des

Führers oder sonst was. Ich bin länger in der Partei als du. Mir glaubt er eher. Es soll mir auch nicht darauf ankommen, dir das Lebenslicht auszublasen."

„Unsinn, ich melde nichts", würgte Wolfhardt hervor. „Aber ich habe gehört, daß die Russen alle Parteimitglieder umbringen."

„Mach dir nicht in die Hosen", sagte Penzke aufgebracht. „Ich garantiere dir, daß sie dir nichts tun."

Wolfhardt kämpfte mit sich. „Wenn das wahr ist", entschied er sich, „mache ich mit. Aber wie wollt ihr den Leutnant veranlassen, daß er sich beteiligt?"

Emmrich lachte wütend auf. „Willst du zu ihm gehen und ihm sagen: Wir bitten Herrn Leutnant, uns in die Gefangenschaft zu begleiten!?"

„Darum frage ich ja!" knurrte Wolfhardt.

„Wir haben nur eine Möglichkeit", sagte Emmrich verbissen. „Umlegen den Kerl, und zwar sofort!"

Wolfhardt fuhr zurück. „Zu einem Mord müßt ihr euch einen anderen aussuchen!"

Auch Rittberger schüttelte den Kopf. „Das können wir nicht tun."

Ich sah Penzke an. Er gab mir den Blick zurück.

„Es ist eure Sache", sagte er langsam. „Du mußt entscheiden."

„Der Kerl hat acht Mann auf dem Gewissen, nein, sogar neun Mann mit dem einen von vorgestern!" Emmrich schäumte. „Perny ist ein Mörder. Was verdient er denn anderes?"

„Mir gefällt dein Vorschlag auch nicht, Emmrich", sagte ich. „Wir können Perny nicht einfach umlegen."

„Wie wäre es, wenn wir ihn gefangennähmen und den Russen auslieferten?" riet Wolfhardt.

Offenbar war er noch nicht ganz davon überzeugt, daß ihm in der Gefangenschaft nichts passieren würde, und er glaubte, ein den Russen übergebener Perny würde die Gefahr für seine Person beträchtlich vermindern.

„Und wann sollen wir ihn uns nach deiner Meinung schnappen?" schnaubte Emmrich höhnisch.

„Das müssen wir mit den Meldern absprechen", sagte Wolfhardt.

„Keine schlechte Idee", sagte ich nachdenklich.

Penzke hob die Hand. „Ihr könnt zu den Meldern erst morgen Kontakt aufnehmen", warnte er. „Sie sind nachts immer bei ihm. Demzufolge könnt ihr erst in der nächsten Nacht die Höhe verlassen. Vielleicht ist es dann zu spät."

„Weißt du denn, wann die Offensive beginnt?“ fragte Rittberger.

Penzke schüttelte den Kopf. „Ich bin kein General. Das hat mir niemand mitgeteilt.“

„Es sieht nicht so aus, als ob es morgen schon losgeht“, sagte Wolfhardt.

Emmrich spuckte wütend ins Stroh. „Die werden sich ganz nach euch richten“, erboste er sich. „Warum machen wir nicht reinen Tisch? Den Perny umlegen, und die ganze Besatzung der Höhe haut noch heute nacht ab!“

Rittberger hatte einen anderen Vorschlag. „Wir brauchen uns doch gar nicht um Perny zu kümmern. Wir können doch ohne ihn verschwinden.“

Ich schüttelte den Kopf. „Dann müssen wir die beiden Melder zurücklassen. Wir können sie nicht verständigen. Das ist nicht fair. Entweder alle oder keiner.“

„Also müssen wir bis morgen nacht warten“, sagte Wolfhardt.

„Einverstanden“, stimmte Rittberger zu.

„Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig“, sagte ich.

„Scheiße!“ fluchte Emmrich.

Penzke stand auf. „Hoffentlich habt ihr keinen Fehler gemacht“, sagte er.

Wir hatten einen Fehler gemacht.

Nach dem entscheidenden Gespräch mit den übrigen Gruppenführern waren Penzke und ich in unseren eigenen Bunker zurückgekehrt. Der Druck, der in den letzten Tagen auf mir gelastet hatte, war endlich gewichen. Ich holte eine Flasche Wacholderschnaps, meine Marketenderwarenzuteilung, von dem Brett über unserem Strohlager und bot Penzke an. Auch die beiden wachfreien Soldaten meiner Gruppe tranken mit und wunderten sich sicher nicht wenig, daß ich so aufgekratzt war und sogar Witze erzählte. Sie kannten mich ganz anders. Penzke hielt sich mehr zurück, aber auch er war guter Dinge und zeigte sich optimistisch. Was wir wirklich vorhatten, sagten wir natürlich noch nicht.

Gegen eins legten wir uns schlafen. Es muß kurz nach drei gewesen sein, als mich jemand an der Schulter rüttelte. Es war Penzke. „Hörst du nichts?“ fragte er.

Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen und lauschte. Ein dumpfes, unterirdisches Grummeln drang an mein Ohr. Mir stockte der Atem.

„Die Offensive!“ sagte Penzke düster. „Sie haben im Norden angefangen.“

Einer von den Posten kam herein. „Irgend etwas ist los, Herr Unteroffizier“, stammelte er mit bebenden Lippen. „Es ist links von uns.“

Ich ging mit Penzke hinaus. Der Morgen des 14. Juli dämmerte schon. Im Norden stiegen rote Leuchtkugeln empor. Legt Sperrfeuer vor unsere Linien, flehten sie, damit die Rote Armee nicht durchbricht.

„Zu spät“, sagte ich niedergeschlagen zu Penzke. „Zu spät. Was werden wir jetzt . . .?“

In diesem Augenblick hörte ich ein gewaltiges Rauschen in der Luft. Es war lauter als das Rauschen von hundert Wasserfällen. Es schwoll an zu einem orkanartigen Brausen. Dann krachte es, als ob die ganze Welt aus den Fugen ginge. Ferne Abschüsse, heulende Granaten, schmetternde Einschläge – wir duckten uns in unserem Graben. Die Offensive hatte auch uns erfaßt.

Penzke kroch an mich heran und sagte etwas, aber in dem Inferno der Explosionen war ich fast taub geworden. Erst als er mir ins Ohr schrie, verstand ich ihn.

„Das Feuer liegt hinter uns“, hörte ich. „Sie sparen die Höhe aus.“

Es stimmte. Zu meiner Verwunderung stellte ich erst jetzt fest, daß noch keine Granate in unserer unmittelbaren Nähe eingeschlagen war.

Vorsichtig hob ich den Kopf über den Grabenrand und blickte nach rückwärts. Es war ein überwältigendes Bild, das sich mir darbot. So weit mein Blick reichte, schnitt uns ein Vorhang aus Dreck und Qualm von unserem Hinterland ab. Die roten Leuchtkugeln, mit denen so dringend um Sperrfeuer gebeten wurde, tauchten aus ihm empor und sanken in ihn zurück – mit wenig Erfolg. Nur einzelne deutsche Geschütze feuerten noch.

Penzke schrie mir wieder ins Ohr. „Wir haben noch eine Chance. Wir dürfen nicht schießen, wenn sie angreifen. Keinen Schuß von unserer Seite. Sie wissen, daß ich hier bin. Wir müssen weiße Fahnen zeigen.“

„Geh zu den anderen Gruppenführern“, brüllte ich zurück. „Ich erledige das mit meiner Gruppe und dem Kompanietrupp. Um Perny werde ich mich auch kümmern.“

Penzke verschwand gebückt im Graben.

Nachdem ich meinen Leuten den strikten Befehl erteilt hatte, unter keinen Umständen das Feuer zu eröffnen, hastete ich durch den Laufgraben, der zum Kompaniegefechtsstand führte. Wenn ich mit Perny zusammentraf, würde es hart auf hart gehen, aber in diesem Augenblick war mir alles egal. Als ich mich unterwegs einmal umdrehte, sah ich in die Senke vor unserer Stellung von Süden her drei T 34 einfahren. Russische Infanterie in erdbraunen Uniformen folgte ihnen. Ich lief weiter. Kurz vor dem Kompaniegefechtsstand kam mir Haberkorn entgegen.

„Befehl vom Leutnant: Keinen Schritt zurück!" schrie er mir zu. „Sturmgeschütze sind auf dem Weg zu uns!"

Das war eine glatte Lüge. Durch diese Hölle, die sich auf die zweite und dritte Linie verlagert hatte, konnte sich kein Sturmgeschütz den Weg bahnen. Woher wollte Perny das auch wissen? Die Fernsprechleitung mußte längst zerschossen sein.

„Hör zu, Haberkorn!" brüllte ich und packte den Melder an der Brust. „Hier holt uns niemand 'raus. Das weißt du ganz genau. Wenn wir am Leben bleiben wollen, müssen wir kapitulieren. Verstanden?"

„Jawohl, Herr Unteroffizier!"

„Scheiß auf den Unteroffizier! Wenn uns die Russen nicht fertigmachen sollen, darf kein Schuß von dieser Höhe fallen! Kapiert?"

„Jawohl, Herr Unteroffizier!"

„Sag es auch dem Ebeling!" brüllte ich. „Wo steckt der Leutnant?"

Haberkorn zuckte die Schultern, doch dann schien ihm etwas einzufallen. Er warf einen Blick über die Deckung in einen zweiten Laufgraben, der vom Kompaniegefechtsstand in den Abschnitt der vierten Gruppe führte. „Dort ist er!"

Mir gerann das Blut in den Adern. Durch den Laufgraben huschte die gebückte Gestalt Pernys mit einer Panzerfaust.

„Lauf oben herum!" schrie ich Haberkorn zu. „Er darf nicht abfeuern! Ich versuche ihn durch diesen Laufgraben zu erwischen."

Haberkorn stürzte davon. Wie ein Wahnsinniger rannte ich durch die Gräben. Aber an der Stelle, wo ich auf Perny zu stoßen hoffte, traf ich niemand. Dafür prallte ich an einer Biegung mit Penzke zusammen.

„Alles in Ordnung!" keuchte er. „Wir schaffen es noch. Hast du die Sache mit Perny erledigt?"

„Perny hat eine Panzerfaust", stieß ich hervor. „Er muß irgendwo hier auf der Lauer liegen."



Penzke begriff sofort. Er wandte sich um und lief zurück, ich immer dicht hinter ihm. Und da erblickten wir den Leutnant in einer Schützenstellung. Er hatte die Panzerfaust im Anschlag.

Ich wollte schreien. Wie durch einen Nebel sah ich, daß Penzke einen Feldspaten, der in der Deckung steckte, aufraffte und auf den Leutnant zustürzte. Im selben Augenblick tauchte im Graben hinter Perny Haberkorn auf.

Penzke warf den Spaten fort und hielt die Hände vors Gesicht. Ich

ließ mich auf die Knie fallen und konnte den Blick nicht von dem Schrecklichen losreißen, das sich vor mir abspielte. Perny drückte die Panzerfaust ab. Haberkorn wurde von dem Feuerstrahl, der aus dem Rohr fuhr, voll erfaßt. Drunten in der Senke erfolgte eine dumpfe Explosion.

„Großer Gott!" stammelte ich. „Großer Gott!"

Perny drehte den Kopf. Sein schweißnasses, dreckverschmiertes Gesicht war voll Triumph. „Ich habe ihn erwischt!" brüllte er voll Freude. „Ich habe ihn erwischt!"

Wahrscheinlich hatte er einen T 34 vor unserer Stellung getroffen. Penzke setzte zum Sprung an. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich ein ungläubiges Staunen auf Pernys Gesicht. Dann war der Gefreite über ihm, und ein Faustschlag warf den Leutnant bewußtlos auf die Sohle des Grabens.

Penzke stieg über den Leutnant hinweg und ging zu der Stelle, wo Haberkorn lag. Seine Miene war verzerrt, als er zurückkehrte. „Sieh ihn dir nicht an", sagte er. „Du wirst ihn ..."

Weiter verstand ich nichts. Denn da war das Heulen der Granaten um uns. Teile des Grabens flogen in die Luft. Ein Hagel von Erdbrocken und herausgerissene Faschinen prasselten auf uns hernieder. Wie von den Prankenschlägen eines Riesen wurden die Befestigungen auf der Höhe zerschmettert. Die Erde bebte unter den Detonationen. Dichter Rauch umhüllte uns. Das Toben schwoll immer mehr an. Ich wußte nicht, ob ich noch lebte oder schon tot war.

Als das Feuer nachließ, hörte ich neben mir ein Stöhnen. Es war Penzke, den ein Splitter in die Brust getroffen hatte. „Die weiße Fahne", röchelte er. „Beeil dich. Sieh in meinem Brotbeutel nach."

Er hatte in seinem Brotbeutel einen weißen Fetzen, den er wahrscheinlich für diesen Zweck mit sich herumschleppte.

Ich befestigte ihn an einer Stange, die von der Faschinenwand übriggeblieben war, und hob sie über den Grabenrand.

Eine halbe Stunde später gingen wir in Gefangenschaft — außer mir Leutnant Perny, Unteroffizier Rittberger und zwölf Mann. Rittberger und drei Mann waren schwer, weitere drei leicht verwundet. Zu den neunzehn Toten gehörte auch der Gefreite Penzke.



GÜNTER SPRANGER

Günter Spranger wurde am 3. 5. 1921 als Sohn eines Maurers in Chemnitz geboren. Er besuchte bis zum Abitur das Staatliche Gymnasium seiner Heimatstadt und wurde 1939 zum Arbeitsdienst und anschließend zur faschistischen Wehrmacht eingezogen. Den Krieg erlebte er als Infanterist in Belgien, in der Sowjetunion, in Polen und in der Tschechoslowakei. Nachdem er fünfmal verwundet worden war, geriet er als Unteroffizier im Mai 1945 bei Traunstein in Oberbayern in amerikanische Gefangenschaft. Ende Juni 1945 daraus entlassen, lebte er noch ein halbes Jahr in der amerikanischen Besatzungszone. Dann kehrte er in seine Heimat zurück und wurde Fachlehrer für Alte Sprachen. In diesem Beruf ist er heute noch tätig.

Im Jahre 1949 erschien sein erstes Buch, „Der Tod zwischen den Schlachten", eine Kriegserzählung aus Belgien. Seine weiteren Werke sind: „Stützpunkt Rokitno", Roman, 1957; „Er war mein Freund", Erzählungen, 1957; „Das Schloß in der Rhön", Roman, 1959; „Mord ohne Sühne", Erzählung (auch Hörspiel), 1960; „Der Fall Hans-Joachim Bork", Erzählung, 1961; „Der Weg in die Festung", Roman, 1963. Demnächst erscheint in der Erzählerreihe des Deutschen Militärverlages eine weitere Kriegserzählung, „Am Stichdamm", 1962 wurde Günter Spranger mit dem Literaturpreis der LDPD ausgezeichnet, 1963 erhielt er den Kunstpreis des Bezirkes Karl-Marx-Stadt. Das zentrale Problem in Sprangers Werk ist der Kampf gegen Krieg, Militarismus und Faschismus.

1.—140. Tausend
Deutscher Militärverlag · Berlin 1964
Lizenz-Nr. 5
Umschlag und Illustrationen: Harri Förster
Lektor: Helge Paulus
Vorauskorrektor: Elfriede Sell
Korrektor: Reinhold Herrmann
Hersteller: Helmut Herrmann
Gesamtherstellung: Druckerei des Ministeriums für Nationale Verteidigung 650 — 3975

EMMANUIL KASAKEWITSCH

IM TAGESLICHT

Aus dem fernen Sibirien kommt der ehemalige Soldat Slepzow nach Moskau – es ist ein Jahr nach Beendigung des Großen Vaterländischen Krieges. Den letzten Wunsch seines gefallenen Bataillonskommandeurs will er erfüllen und dessen Familie aufsuchen.

Im Tageslicht aber sieht alles anders aus. Olga Petrowna ist wieder verheiratet. Ist das überhaupt die Frau, an die Hauptmann Netschajew bis zum letzten Augenblick seines Lebens voll Liebe gedacht hat?



Preis: 0,45 DM